

Aufsätze und Bücher.

1. Allgemeines. Geschichte der Philosophie.

1. *Recherches Philosophiques* (publiées par A. Koyré, H.-Ch. Puech, A. Spaier). 1 (1931—1932) gr. 8° (VIII u. 518 S.) Paris, Boivin & Cie. Fr 60.— In diesen *Recherches* scheint sich der Kreis innerhalb der französischen Philosophie ein Organ geschaffen zu haben, der zur phänomenologischen Schule gehört oder wenigstens ihr nahe steht. Das zeigt neben der Übersetzung von Heideggers „Vom Wesen des Grundes“ auch die öftere Bezugnahme auf ihn in mehreren Artikeln. Ein erster Teil soll ein Bild geben von den augenblicklichen Bestrebungen in der Metaphysik, nicht in Form von Berichten, sondern von selbständigen Beiträgen verschiedener Autoren; die Probleme des Konkreten, von Denken und Ausdehnung, der Mikrophysik, der mystischen Sprache (Baruzi) und der Existenzialphilosophie (Heidegger) kommen so zur Sprache. Ein weiterer Teil bietet ein „Symposium über das Irrationale“ von Müller-Freienfels, Johan und Spaier; in den beiden ersten Beiträgen fällt auf, daß alles nichtdiskursive Denken ohne weiteres in das Gebiet des Instinktes und des Irrationalen geschoben wird, während Spaier genauer unterscheidet. Es folgen Beiträge über die philosophische Methode auf verschiedenen Gebieten. Zusammenfassende Berichte orientieren über die Philosophie im Auslande. Besprechungen schließen den Band ab, wobei antike und mittelalterliche Philosophie besonders reichlich berücksichtigt wurden. So bieten diese *Recherches Philosophiques*, die jährlich im April erscheinen sollen, ein gutes Mittel, sich über eine allem Anschein nach recht lebendige Richtung der französischen Philosophie zu orientieren. Brunner.

2. Surányi-Unger, Theo, *Geschichte der Wirtschaftsphilosophie* (Gesch. der Philos. in Längsschnitten, hrsg. v. Moog, H. 1). gr. 8° (VI u. 70 S.) Berlin 1931, Junker u. Dünnhaupt. M 3.60. — S.-U. bietet eine den europäisch-amerikanischen Kulturkreis umspannende und den verschiedenen Systemen gerecht werdende Geschichte der Einwirkungen der philosophischen Methodik und der von der Philosophie gelieferten metaphysischen, ethischen und soziologischen Anschauungen auf die Wirtschaftstheorie und die Wirtschaftspolitik. Es kommt u. a. mehr als sonst zur Geltung die wirtschaftsphilosophische Bedeutung des Mittelalters, ferner Sismondis, Spencers, der badischen Schule. Der letzteren Einfluß auf den Verfahren- und Werturteilstreit wird herausgestellt; doch wird Rickert den der badischen Schule von S.-U. öfter zugewiesenen erkenntnistheoretischen „Psychologismus“ erschreckt ablehnen. Auf die Fragestellung Marx—Weber über den Primat der Wirtschaft oder der Idee in der Geschichte wird nur kurz hingewiesen; auch wird die neueste geisteswissenschaftliche Richtung (Sombart) nicht behandelt. Zu S. 56: Bei Aristoteles schließen sich die Ausgleichs- und Verteilungsgerechtigkeit nicht aus; erstere ist privatwirtschaftlich; letztere, vom Staate geübt, verteilt auch Lasten und wirkt „ausgleichend“. Zu S. 16: Die Mehrwertlehre dürfte für das Marxsche System doch von wesentlicherer Bedeutung sein; leitet Marx doch von ihr die Entwicklung zum „Proletariat“ ab. Gemmel.

3. Wentscher, Max, *Geschichte der Ethik* (Gesch. der Philos. in Längsschnitten, hrsg. v. Moog, H. 3). gr. 8° (VI u. 113 S.) Berlin 1931, Junker u. Dünnhaupt. M 5.50. — Wir begrüßen

hier die reife Gabe des Siebzigjährigen, der die Ethik besonders durch Vertiefung Lotzescher Gedanken befruchtet hat; vgl. Schol 1 (1926) 478. In dieser Geschichte beschränkt sich W. auf die Hauptvertreter ethischer Entwicklung. Diese schildert er um so ausführlicher, mit wohlthuender steter Zurückführung ihrer Ethik auf ihr übriges System und unter Herausarbeitung einer wahrhaft pragmatischen Entwicklungslinie durch die Ethik der Zeiten. Auch ist der Einfluß des Milieus, wie der modernen Naturwissenschaft und Wirtschaft, zur Geltung gebracht. Vorbildlich ist die Kritik Kants und Schopenhauers. Ob auch bei ersterem kaum etwas anerkannt wird, sieht W. doch das wahre ethische System in einer Verbindung Kants mit Lotze, dessen Verteidigung einer echten Willensfreiheit und Beziehung der Ethik auf ein inhaltliches Christentum er mit Recht anerkennt. — Den Hauptvorzug dieser Ethikgeschichte bildet ihre einheitlich durchgeführte, ganz selbständige und oft neuartige Wertung der vorgeführten Autoren. Zu S. 30: „Natur“ beim Menschen ist nach Aristoteles eben vorab sein voß, der nicht „naturgebunden“ ist. Übrigens umschließt dieser nach Aristoteles auch den geistigen Willen, sodaß man das Wort besser mit „Geistseele“ als mit „Vernunft“, „Denken“ wiedergäbe. Über die Tugendmitte bei Aristoteles vgl. ArchPh 7 (1929) 211 ff. Die Wertung der dianoetischen „Fertigkeiten“ (ἀρεταί), der Eudämonie, der Handarbeit ist bei Aristoteles nicht eine Fragestellung im Lichte des sittlichen Zieles des Menschen, sondern im Lichte seines ontologischen Gesamtzieles; vgl. Schol 1 (1926) 526 ff. Zu S. 31 und 34: Wenn das Bewußtsein Gottes das Entscheidende für den Theismus ist, kann man Aristoteles wohl nicht als Pantheisten ansprechen. Die ganze Zeit nach Christus bis zu Thomas wird zu Christus einerseits und zu Thomas andererseits in schärfsten Gegensatz gestellt als Vertreterin des Pessimismus und der Feindschaft zwischen Glaube und Vernunft. Eine eingehende Darstellung der augustinischen Ethik, die hier wohl nicht hätte fehlen dürfen, und eine noch ausführlichere Würdigung des hl. Thomas, etwa im Sinne Dittrichs, hätte gewiß manche theologische Äußerungen W.s zurücktreten lassen, die heute auch von Protestanten abgelehnt werden. G.

4. E m g e, C. A., Geschichte der Rechtsphilosophie (Gesch. der Philos. in Längsschnitten, hrsg. v. Moog, H. 5). gr. 8^o (VI u. 73 S.) Berlin 1931, Junker u. Dünnhaupt. M 3.60. — E., früher Professor der Rechte, jetzt der Philosophie, wissenschaftlicher Leiter des Nietzsche-Archivs, beurteilt von einem eigenen rechtsphilosophischen Bezugssystem aus die Entwicklung der Rechtsphilosophie. Hegelsche Ganzheitsauffassung herrscht vor, die E. nach dem Vorbild einer rationalistischen Dogmatik noch weiter vertiefen und vereinheitlichen möchte; vgl. Schol 5 (1930) 300; 4 (1929) 473. Hieraus folgt für ihn die Ablehnung der Trennung von Recht, Sittlichkeit und Religion bei Thomasius und Kant sowie der Rousseauschen Isolierung des Menschen. Sarkastisch wird die materialistische Rechtsphilosophie zurückgewiesen, auch die Methode der Schau und besonders die der Wertphilosophie (13 20 25). Nach E. muß der Gesetzgeber im Lichte „reiner Richtschnuren“ die Ganzheit der Dinge, aber auch die Forderungen der Geschichte und des konkreten Augenblicks berücksichtigen. — Die Arbeit offenbart Bedürfnis nach logischer Schärfe im besten scholastischen Sinne und ist reich an Anregungen. Warum lehnt E., wenn er selbst „reine Richtschnuren“, „Bleibendes“ (56 61) als vor allem Gesetze „geltend“ anerkennt, jegliches inhaltliche Naturrecht, d. i. We-

sensrecht des Menschen, ab, das freilich nach der Scholastik die positive Gesetzgebung hinzu erfordert? Was allerdings E. meist „Naturrecht“ nennt, lehnt die Scholastik mit ihm ab. Zu S. 35: Aristoteles kennt naturrechtliche Persönlichkeitsrechte mit Ausgleichsgerechtigkeit, die aller Verteilungsgerechtigkeit vorhergehen. Die Lehre des hl. Thomas scheint E. mehr nach Eicken als nach Grabmann, die beide zitiert werden, beurteilt zu haben. Thomas lehnt Ausgleichsgerechtigkeit von seiten Gottes ab; die Liebe beherrscht bei ihm das Verhältnis von Gott und Geschöpf. Zu S. 39: Die wahre Apologetik verlangte nie etwas anderes, als daß der Mensch „frei“ die, auch philosophisch, erkannte religiöse Wahrheit annehme wie alle andere Wahrheit. G.

5. Mehlis, G., Italienische Philosophie der Gegenwart (Philos. Forschungsberichte, Heft 12). gr. 8^o (78 S.) Berlin 1932, Junker u. Dünnhaupt. M 3.60. — M. bietet einen dankenswerten Überblick über den italienischen Neidealismus. Den breitesten Raum nimmt eine klare Darstellung der idealistischen Lehrgebäude Croce und Gentiles ein. Croce mit seiner Lehre von den „distinti“, den vier verschiedenen Lebensformen oder Werten, läßt dem Objekt noch eine gewisse selbständige Bedeutung, während Gentile, der Philosoph des Faschismus, alle objektiven Formen entschieden aus der Tätigkeit des Subjekts, des im tiefsten Grund einen Geistes, ableitet. Der Positivismus wird von M. als überlebt mit Recht kurz abgetan. Aber die Neuscholastik hätte wohl eine eingehendere Würdigung verdient. Gegenüber den gewaltsamen Konstruktionen des Idealismus ist sie gewiß die gesündere Gegenbewegung gegen den Positivismus. Sie entwertet nicht das Individuum wie der universalistische Idealismus. Und welchen Rückhalt sie im italienischen Volk hat, geht schon aus der einen Tatsache hervor, daß die katholische Universität in Mailand durch die freiwilligen Spenden der breitesten Volkskreise erhalten wird. Wie aufgeschlossen diese Universität für die Probleme der Gegenwart ist und wie wohl sie sich ihrer italienischen und katholischen Aufgabe bewußt ist, geht wieder klar hervor aus der Eröffnungsrede Gemellis zum akademischen Jahr 1931/32: *L'ora storica e la funzione dell'università* (Milano 1932, Vita e Pensiero). de Vries.

6. Dubislav, W., Die Philosophie der Mathematik in der Gegenwart (Philos. Forschungsberichte, Heft 13). gr. 8^o (VIII u. 88 S.) Berlin 1932, Junker u. Dünnhaupt. M 3.80. — Mathematik und Philosophie haben sich weit voneinander entfernt, und die Erörterungen über die Grundlagen der Mathematik, wie sie in unserer Zeit eifrig gepflegt werden, scheinen heillos verfahren, weil sie meist vom Standpunkt des so ganz und gar unphilosophischen Positivismus aus geführt werden. Das ist zwar nicht die Auffassung D.s., aber der Eindruck, den ein Freund der *Philosophia perennis* von seinen Darlegungen gewinnt. Im übrigen geben diese Darlegungen einen guten und klaren Überblick über die verschiedenen Auffassungen, wie man ihn sonst nicht leicht in dieser gedrängten Kürze findet. Ein reiches Literaturverzeichnis ist beigegeben. Mit den gebotenen Erklärungen ist die Darstellung im allgemeinen auch für solche Leser verständlich, denen die logistische und mathematische Formelsprache weniger geläufig ist. Für das Verständnis der eigentlich philosophischen Probleme dürfte ja auch die „Formalisierung“ in den meisten Fällen eher hinderlich als förderlich sein. Grundeinsichten lassen sich nicht errechnen. D. selbst stellt sich in der Grundlagenfrage auf den Standpunkt des Hilbertschen Formalismus, dem Mathematik nur ein Kalkül ist,

der durch Erweiterung des Logikkalküls um einige neue Ausgangsformeln entsteht. So wird nicht nur jede unbedingte Aussage vermieden, sondern auch die Frage nach dem Gegenstand, den die Formeln bedeuten, umgangen. D. zient diese Auffassung vor, weil die Mathematik so von allen metaphysischen Voraussetzungen frei werde. Aber ist das eine wissenschaftliche Begründung oder nicht vielmehr eine Willenseinstellung? Und was wird dabei aus der Mathematik, wenn nicht ein Spiel oder im besten Fall eine Methode für andere Wissenschaften? Da könnte wohl doch eine auf den Grundsätzen aristotelisch-thomistischer Erkenntnislehre aufbauende Lösung eine befriedigendere Auffassung bieten. Aber leider fehlt uns darüber noch fast alles.

7. Stenzel, Julius, *Metaphysik des Altertums*. Teil I u. II (Handbuch d. Philos., hrsg. v. Baeumler u. Schröter. 26. u. 31. Liefg.; Abt. I Beitr. D). Lex.-8^o (196 S.) München 1929 u. 1931, Oldenbourg. *M* 9.20. (Bei Subskr. *M* 7.95.) — In der Einleitung behandelt Verf. die Wandlungen, die die Geschichte der antiken Philosophie vom 19. zum 20. Jahrhundert sowohl in Philosophie wie in Altertumswissenschaft erlebt hat. Die Ausführungen selber sind in fast allen ihren Teilen wertvolle Weiterführungen dieser Wandlungen. Besonders erscheinen die philosophischen Lehren Platons und Aristoteles' in neuer geschichtlicher Beleuchtung, die sie uns in mehrfacher Hinsicht verständlicher machen.

8. Dempf, Alois, *Metaphysik des Mittelalters*. Teil I u. II (Handbuch d. Philos., hrsg. v. Baeumler u. Schröter. 27. u. 30. Liefg.; Abt. I Beitr. E). Lex.-8^o (154 S.) München 1930, Oldenbourg. *M* 7.25. — Die mittelalterliche Metaphysik wird in jenem engen Zusammenhang mit der Theologie und der Kirche dargestellt, der ihr das eigentliche Gepräge gibt. Es kommen zur Behandlung: Augustinus, die Grundlegung der theozentrischen mittelalterlichen Metaphysik; Johannes Eriugena und die Metaphysik der Karolingerzeit; Anselm und die Metaphysik des zwölften Jahrhunderts; Thomas von Aquin und die Metaphysik des dreizehnten Jahrhunderts; Meister Eckhart und die Metaphysik des vierzehnten Jahrhunderts. Mit besonderer Ausführlichkeit wird die pantheistische Richtung der Frühcholastik und die mystische Richtung der Spätscholastik dargestellt.

9. Simon, P., *Die Idee der mittelalterlichen Universität und ihre Geschichte* (Philosophie und Geschichte 38). gr. 8^o (38 S.) Tübingen 1932, Mohr. *M* 1.50. — Die gedankenreiche, aber nicht eben leicht verständliche Rektoratsrede führt aus: Gegenüber der älteren Linie Plato-Augustinus kam bezüglich des Begriffs und der Einteilung der Wissenschaft im Mittelalter die andere Linie Aristoteles-Boëthius zum Durchbruch. Unter dem Einfluß ihrer universalistischen Tendenz mußten die bisherigen Kloster- und Kathedralschulen als unzureichend erscheinen. So wurde die mittelalterliche Universität geschaffen, deren einigendes und organisierendes Prinzip ein einheitliches realistisches Wissens- und Wahrheitsideal war. Nach dem Verfall der mittelalterlichen Universität bemühten sich Männer wie Fichte, Schelling, W. v. Humboldt, freilich von einem andersgearteten universalen Wissenschaftsideal aus, die Universität neu zu gestalten; aber durch die moderne Differenzierung und Spezialisierung hörte die Wissenschaft auf, ein anschauliches und zusammenhängendes Weltbild zu bieten. So wurde die Universität fast zu einer bloßen äußerlichen Zusammenfassung verschiedener Fachschulen. Um hier Wandel zu schaffen, müßte zunächst die Frage geklärt werden, wie von einer umfassen-

den Weltanschauung aus ein neues universales Wissenschaftsideal gestaltet werden könne; sonst werden Versuche, die Universalität des Wissens wiederherzustellen, erfolglos bleiben. Lange.

10. Rohr, Günter, Platons Stellung zur Geschichte. Eine methodologische Interpretationsstudie (Episteme, Arbeiten z. Philos. usw., hrsg. v. N. Hartmann usw., 1. Heft). gr. 8^o (128 S.) Berlin 1932, Junker u. Dünnhaupt. M 5.—. — Diese Schrift, ein verheißungsvoller Auftakt zur Sammlung Episteme, kommt unter Ablehnung der beliebten billigen Methode typisierender Vergewaltigung, unter Abweisung auch der sehr simplen Theorie vom platonischen Durcheinander durch ertragreiche genaue philologische und soziologische Interpretation des 3. Buches der Gesetze und durch Heraussschälung des Plato eigenen literarischen Form- und Stilprinzips zu neuartiger Beleuchtung seiner Stellung zu Empirie und Geschichte. Die Methode ist für die Deutung anderer platonischer Probleme wegweisend. Die ἀρχαί sind für Plato bald mehr logischer Ausgangspunkt, Prinzip, bald mehr zeitlicher Anfang, der mit Mythen geschmückt wird; Stadien können demgemäß oft als gleichzeitige Schichten aufgefaßt werden. Man denke an Augustins Civitas Dei: „Fecerunt itaque civitates duas amores duo“ (XIV 28). R. sieht in den Gesetzen weniger eine reaktionäre Verleugnung des „Staates“ als ein ehrfürchtiges Messen der geschichtlichen spartanischen Verfassung an der Idee, der göttlichen Urintention; die Gesetze sind das „Sparta der Idee“ (90). Eine Frucht der genauen Forschung ist auch eine vertiefte, vergeistigte Auffassung der φύσις als des „objektiven Geistes“ (71), der Urintentionen Gottes; R. vergleicht damit den heutigen flachen Rechtspositivismus (81). Wertvolle Aufhellung erfahren die Begriffe μῦθος mit der Lügenlehre (100), καιρός und εἰκός. Zu S. 36: Es dürfte doch (wie auch Apelt meint) von der Mischung der drei Staatsformen in Sparta, nicht von der Vereinigung der drei Staaten die Rede sein. Pl. sagt: Die tatsächliche Mischung der drei Gewalten in Sparta bewährte sich; verdienstvoll wäre es gewesen, hätte ein Weiser dies im voraus geschaut. Zu S. 91: Das Christentum betrachtet das Vergängliche im Lichte des Ewigen nicht als irrelevant. Gemmel.

11. de Strycker, E., S. J., Le Syllogisme chez Platon: Rev-Néo-scolPh 34 (1932) 42—56 218—239. — Mittelalterliche Byzantiner (Gemisthos Phlethon, Bessarion) und schon früher Alexandriner des 6. Jahrhunderts und Vertreter des mittleren Platonismus (z. B. Albinos) suchen in ihrer Begeisterung für Platon mehr oder weniger die Bedeutung der platonischen Logik auf Kosten des Aristoteles zu erhöhen. Besonders vier dialektische Methoden werden immer wieder Pl. zugeschrieben: διαλεκτική, δριστική, ἀποδεικτική und ἀναλυτική. Worin aber die „apodiktische“ Methode Pl.s bestehe, wird entweder nur sehr unbestimmt oder aber aristotelisch erklärt. Schließlich wird von den meisten zugegeben, daß erst A. die Schlußlehre theoretisch ausgebildet hat. Tatsächlich gebraucht Pl. die syllogistische Methode, wie an vielen Beispielen gezeigt wird. Ansätze zu einer Theorie des Syllogismus sind aber kaum zu finden. Lutoslawski ist im Irrtum, wenn er meint, Ausdrücke wie συλλογίζεσθαι oder gar μέσον kämen schon im aristotelischen Sinn bei Pl. vor. Dagegen kann man in der Einteilungsmethode, der Pl., wie gegen Shorey überzeugend dargetan wird, große Bedeutung beimißt, eine Art Vorbereitung der Schlußlehre des A. sehen. Nicht als ob die Einteilung unmittelbar ein Schlußverfahren abgäbe; aber sie lenkt den Blick auf das Ineinander-Eingeschlossen-

sensein der Formen und Begriffe, das für die aristotelische Schlußlehre so wichtig ist. — Das Ganze ist eine von gründlichster Sachkenntnis zeugende Untersuchung.

12. Gadamer, Hans-Georg, Platos dialektische Ethik. Phänomenologische Interpretationen zum ‚Philebos‘. gr. 8^o (VIII u. 178 S.) Leipzig 1931, Meiner. M 10.25; geb. M 11.40. — G. beweist von neuem, ähnlich wie Dittrich, die Bedeutung des reifen Spätwerks Platos, des Philebos, für das Verständnis seiner Ethik, besonders seiner Auffassung des Geist- und Lustprinzips im Bereiche des sittlich Guten. G. hebt dabei vorab das Methodische der platonischen Dialektik hervor und vergleicht darum die dialektische Methode im Philebos mit der Entwicklung der dialektischen Methode bei Plato überhaupt. Eine Eigenart G.s ruht darin, daß er die schwer faßliche platonische Dialektik im einzelnen aus der platonischen Dialog-Methode zu beleuchten sucht. Und dies geschieht — eine weitere Eigenart — ganz in der Sprache Heideggers. Es wird hier freilich Schwieriges mit Schwierigem erklärt. Wie weit übrigens G.s Auffassung der platonischen Idee sich von der bekannten Marburgischen Deutung unterscheidet, tritt trotz gelegentlicher Kritik an Natorp nicht klar hervor. „Nur die Wesen sind, d. h. sie sind die Einheiten, auf die hin die Mannigfaltigkeit des werdenden allein begreiflich ist“ (94). Zu S. 177 f.: Aristoteles lehnt gewiß eine Idee des Guten als etwas in seiner Universalität Existierendes ab; damit leugnet er aber nicht eine der Geistnatur des Menschen entnommene allgemeingültige, objektive und inhaltliche Norm des sittlich Guten. Gemmel.

13. Brosch, H. J., Der Seinsbegriff bei Boethius (Philos. u. Grenzwissensch. IV 1). 8^o (VIII u. 122 S.) Innsbruck 1931, Rauch. M 4.50. — Lange wurde Boethius als einer der ersten Vorkämpfer der realen Unterscheidung zwischen Wesen und Dasein angesehen. Nachdem schon Roland-Gosselin auf die Unhaltbarkeit dieser Auffassung hingewiesen hatte, unternimmt es hier B., die Frage auf Grund der Texte eingehend zu untersuchen. Es gelingt ihm, überzeugend nachzuweisen, daß alle Texte, die im Mittelalter und vielfach bis in unsere Zeit hinein für die Unterscheidung von Wesen und Dasein angeführt wurden, anders aufzufassen sind. Recht gut gelungen ist besonders die Deutung der in ihrer Kürze so rätselhaften Axiome aus der Schrift *De hebdomadibus*. Aus dem Zusammenhang des Ganzen wird dargetan, daß z. B. das vielgenannte zweite Axiom (*Diversum est esse et id, quod est*) nur von der Verschiedenheit der spezifischen Wesenheit und des ganzen konkreten Dinges verstanden werden kann. Somit dürfte auch der Deutungsversuch Mansers, *esse* bedeute das transzendente Sein, *quod est* das kategoriale (Das Wesen des Thomismus 373), unhaltbar sein. — Wenn aber Br. mit Recht betont, daß die ganze Fragestellung nach dem Verhältnis von Wesen und Dasein Boethius fremd ist, dann ist es wenig wahrscheinlich, daß „esse“ bei ihm das reine „Sosein“ mit Ausschluß des Daseins bedeutet. Wäre die Abstraktion wirklich so weit fortgeschritten, dann hätte ja fast notwendig die Frage nach dem Verhältnis des Soseins zum Dasein entstehen müssen. Dadurch, daß sich Br. fast krampfhaft bemüht, möglichst jeden Gedanken an das Dasein auszuschließen, kommt zuweilen etwas Gewalttames in die Deutung hinein. So scheint es uns z. B. wenig glaubhaft, daß Boethius bei dem „Hervorfließen“ des „Seins“ aus dem ersten Guten an so etwas wie die Lehre von der göttlichen Wesenheit als dem letzten Fundament der Möglichkeiten gedacht habe (101) und nicht vielmehr an die Erschaffung der

wirklichen Dinge. Aber das wesentliche Ergebnis der Untersuchung wird durch diese Unebenheiten nicht beeinträchtigt. de Vries.

14. Gothein, Eberhard, Anicius Manilius Severinus Boethius, *Trost der Philosophie*. Übersetzt (mit gegenübergestelltem lateinischem Text). 8^o (215 S.) Berlin 1932, Verlag Die Runde. *M* 6.— Das übersichtlich gedruckte und schön ausgestattete nachgelassene Werk G.s wird in einer Übergangszeit wie der unseren, die der des Boethius in vielem, nicht zuletzt im tiefgehenden metaphysischen Interesse, ähnelt, zweifellos Anklang finden. Es wäre ein wahrhaft dienliches Geschenkwerk! Der lateinische Text wird nach Pfeifer (1871) geboten mit Aufnahme vorab der Engelbrechtschen Textverbesserungen. In einem ausführlichen Nachwort (192—212) liefert Marie Luise Gothein eine Biographie des Boethius sowie eine literarisch-philosophische Würdigung seiner Werke, besonders des vorliegenden. Ein Namensverzeichnis ist beigegeben. — Die Übersetzung der Verse und der Prosa vereinigt Genauigkeit und Richtigkeit mit sprachlicher Schönheit. S. 122 Z. 4 ist wohl zu übersetzen: „Die Schlechten suchen dasselbe Gute (das von allen erstrebte Glück) durch unstete Begierde zu erlangen, was dem naturgemäßen Weg, das Gute zu erlangen, nicht entspricht.“ Zu S. 210: In V 4 (S. 172) wird nur die Unzulänglichkeit der (perspektivischen) Sinneserkenntnis gegenüber der Kraft der *ratio* und *intelligentia*, wie etwa schon von Aristoteles, betont, so daß die Kantische Fragestellung nicht vorliegt. Gemmel.

15. Samstag, K., *Die Dialektik des Johannes Skottus Eriugena*. Inauguraldissertation (München). 8^o (76 S.) Wertheim a. M. 1930, E. Bechstein. — Die „Dialektik“ ist für Eriugena zugleich Methode und Inhalt der Ontologie: Methode, insofern der Allgemeinbegriff der Wesenheit in Gattungen und Arten weiter und weiter eingeteilt wird („Diairetik“) und dann das Einzelne wieder auf seine Arten und Gattungen bis zur allumfassenden Wesenheit zurückgeführt wird („Analytik“); Inhalt der Ontologie, insofern die Dialektik irgendwie auch eine Dialektik des Seins ist, da die dialektischen Formen (Wesenheit, Gattungen, Arten) von Natur sowohl zusammengefaßt, wie auch geteilt sind. Daß S. diesen Begriff der Dialektik der Darstellung des Systems zugrundelegt, ist wohl das Neue und das wesentliche Verdienst der inhaltreichen Arbeit. In der Diaretik ergeben sich die bekannten vier Formen der allgemeinen „Natur“, in den drei Stufen der Analytik werden sie wieder als im Grunde identisch erkannt. Dabei offenbaren sich die Universalien- und die Kausalitätsauffassung Eriugenas als pantheistisch; die Kausalität ist eigentlich nur ein In-Erscheinung-Treten dessen, was immer schon in der Ursache enthalten war. Schließlich wird das System Eriugenas als objektiver, pantheistischer Idealismus gekennzeichnet. — Wertvoll ist die Arbeit auch durch den Aufweis der Quellen des Eriugena. de Vries.

16. Nölkensmeier, Christoph, O. F. M., *Ethische Grundfragen bei Bonaventura* (Forsch. z. Gesch. d. Philos. u. d. Pädag., hrsg. v. Artur Schneider, V. Bd., H. 2), gr. 8^o (IV u. 100 S.) Leipzig 1932, Meiner. *M* 7.20. — Rein philosophisch wird Objekt und Subjekt der Sittlichkeit nach Bonaventura geschildert. Das sittliche Objekt als Sein und Wert, Sollen und Tugend erfaßt B. mit Hilfe der augustiniischen Trias *modus, species, ordo*. Die Sittennorm ist nach ihm (zunächst) die Menschennatur (26 28 58). N. bespricht hier auch das Zusammenwirken Gottes und des Menschen. Wenn er (12) sagt: „Jede der beiden Ursachen ist *tota causa* des ganzen Werkes“, sei verwiesen auf II d. 37 a, 1 q. 1

ad 5: „tota [operatio, i. e. effective] est a Deo et tota a libero arbitrio“. Also jede der beiden Ursachen geht auf das ganze Werk, aber nicht jede ist seine ganze Ursache; dem widerspräche auch das von N. über die Sünde (23 25) Gesagte. — Das Subjekt der sittlichen Betätigung schildert B. nach dem aristotelischen *scire, velle, impermutabiliter operari*, wie überhaupt auch aus N.s Arbeit wieder eine weitgehende Verwandtschaft des B. mit Aristoteles und Thomas hervorgeht. Demgemäß handelt N. über die *rectitudo intelligentiae, voluntatis* und *virtutis* nach B. Das sittliche Erkennen erfolgt durch die *conscientia*, einen *habitus naturalis* und *acquisitus* des *intellectus practicus*. Hierbei ist auch in den ersten Prinzipien nichts Inhaltliches angeboren, abgesehen etwa von göttlichen Dingen. Die Ausführungen über die Erkenntnis in den *rationes aeternae* (nach N. gut: „die ewigen Gründe“) bieten wertvolles Neue in dieser schwierigen Frage; ob das certitudinale Erkennen in Gott bei B. nicht im Sinne des ideologischen Gottesargumentes zu fassen ist (vgl. N. 20: „intellectus plene resolvens“)? — Dem sittlichen Erkennen entspricht im Willen vor den erworbenen Willenshabitus die *Synderesis*. Sie ist ein *habitus naturalis* der *voluntas*, der zum *bonum honestum* drängt, ein nur anlagehafter, selbst noch unfreier Habitus, der auch nur in diesem Rahmen unzerstörbar und unfehlbar zu nennen ist. Es wäre zu wünschen, daß N. in Fortsetzung seiner sorgfältigen, selbständigen Forschungsweise die *Synderesis* B.s mit dem *appetitus naturalis in bonum et beatitudinem* bei Thomas vergleiche und uns eine ausführliche philosophische Ethik und Soziologie B.s schenkte. Gemmel.

17. Dunin Borkowski, Stan. v., S. J., Spinoza nach dreihundert Jahren. 8^o (204 S.) Berlin u. Bonn 1932, Dümmler. M 3.50; geb. M 4.80. — Vor 22 Jahren ließ D. B. sein Werk „Der junge De Spinoza, Leben und Werdegang im Lichte der Weltphilosophie“ (Münster 1910, Aschendorff) erscheinen, das ihm einen angesehenen Platz in der Spinozaforschung gewann. Im Vorwort schrieb er: „Ein zweites, selbständiges Werk über den Philosophen habe ich in Angriff genommen; es wird die ‚Reife‘ darstellen.“ Mit begreiflicher Ungeduld warteten seine wissenschaftlichen Freunde auf die Einlösung dieses Versprechens. Doch ein Werk über die „Reife“ des Philosophen bedurfte auch selbst eines langsamen Reifens. Das Spinozajubiläum bringt nun die Erfüllung des Versprechens in doppelter Form: vorläufig durch die vorliegende Schrift, endgültig durch ein großes dreibändiges Werk, das schon unter der Presse ist. — Die hier zu besprechende Schrift will nun keineswegs einfachhin ein Buch über Sp. bei Gelegenheit der dreihundertjährigen Wiederkehr seines Geburtstages sein, sondern der Titel „Sp. nach 300 Jahren“ soll besagen, daß hier eine Art entwicklungsgeschichtlichen Aufbaus des Schrifttums um Sp. geboten wird. Dieses Hauptthema des Buches wird aber nur im letzten Kapitel „Die Erbschaft“ behandelt, nicht in Form einer trockenen Bibliographie, sondern originell und geistvoll. Das gleiche gilt von deren Ergänzung in der „Buchkundlichen Nachschau“; hier wird nicht etwa eine Liste aller Schriften über Sp., wie man sie auch sonst finden kann, wiedergegeben, vielmehr wird aus der Unmenge von Dissertationen, Aufsätzen usw. von drei Jahrhunderten das Wertvollste, vielfach gerade aus verschollenen Stücken, mit souveräner Beherrschung der Literatur herausgehoben. — Den Hintergrund zu diesem Hauptthema schuf sich Verf. in den vorhergehenden Kapiteln, nämlich ein Bild seines Philosophen, wie er lebte und dachte (Von den Ahnen. — Der Mensch und

der Denker). Am dankbarsten wird die Spinozaforschung dem Verf. für das 3. Kapitel sein, „Der Nachlaß“, in dem D. B. seine eigene Auffassung über die philosophische Methode und den lückenlosen logischen Zusammenhalt des Systems Sp.s bietet, die reife Frucht der Arbeit eines Lebensalters. Hier wird wesentlich Neues geboten, hier liegt auch, trotz des Titels, der eigentliche Schwerpunkt des Buches. Jede kommende Darstellung des Spinozismus wird sich mit diesem Kapitel auseinandersetzen müssen.

Hentrich.

18. Liebert, Arthur, Goethes Platonismus. Zur Metaphysik der Morphologie: Kant-Studien 37 (1932) 1—48. — Feingühlig für die wirksamen philosophischen Strömungen, bietet L. hier die Platodeutung einer gegenwärtig starken Platoerneuerung. Die Ideen sind weder dualistisch im Sinne der Zweiweltenlehre noch marburgisch als bloße Denk-Grenzbegriffe zu fassen, da beide Arten uns nicht an die Lebenswirklichkeiten führten. Vielmehr sieht Plato in den Ideen das Eidos der werdenden Dinge selbst, ihre „Gestalt“ als Zwischending zwischen dem bloßen Allgemeinbegriff und den Besonderheiten. Diese Idee ist zugleich Geist, aber wieder nicht starrer, sondern lebender, so daß zwischen Logos und Bios nicht eine Klagessche Feindschaft besteht. Eine solche Lehre von den Ideen als konkreten, dynamischen geistigen Gestalten ermöglicht eine metaphysisch gültige Morphologie aller Geistesgebiete, vor allem der Geschichte selbst. Solche Metaphysik der Gestalt hat auch Goethe erstrebt, der hier den Fanatikern eines irrationalistischen, ungebundenen Lebens als Patron entzogen wird. — Allen Erfordernissen kann doch erst der augustinische Plato entsprechen. Die Wesenheiten der Dinge können in sich selbst nicht immer Geist sein; aber in Gott sind sie Geist und Leben, wo sie in ihrer Unendlichkeit den Allgemeinbegriff und die Besonderheiten zugleich tragen können und unter sich und mit dem erkennenden Subjekte eine ganzheitliche Einheit sind.

Gammel.

19. Verhandlungen des ersten Hegelkongresses vom 22. bis 25. April 1930 im Haag. — 20. Verhandlungen des zweiten Hegelkongresses vom 18. bis 21. Oktober 1931 in Berlin. Im Auftrage des internationalen Hegelbundes hrsg. v. B. Wigersma. gr. 8^o (IV u. 243 S.; VI u. 200 S.). Tübingen 1931 u. 1932, Mohr. M 13.— u. M 10.—. — Während der erste Hegelkongreß sich hauptsächlich mit dem Stand und der Auffassung der Hegelschen Philosophie in den verschiedenen Ländern (Italien, Großbritannien, Deutschland, Frankreich, Holland und bei den slawischen Völkern) befaßte, betrachtet der zweite eine Reihe heute bedeutsamer Probleme aus den verschiedenen Gebieten der systematischen Philosophie in Hegelscher Perspektive. R. Kroner, der erste Vorsitzende des internat. Hegelbundes, sieht in der Metaphysik, vorab der Ontologie, das geistige Ideal des Nachkriegsdeutschland. J. Stenzel stellt die Bedeutung des Aristoteles für Hegel und, über diesen hinaus, für unsere Gegenwart heraus. Die heutigen Auffassungen von Wahrscheinlichkeitsrechnung und Gesetz vergleicht Wigersma, der Herausgeber, mit dem Hegelschen Denken. G. Lasson betont das positiv Christliche in der Hegelschen Religionsphilosophie. Für die Gesamtaufassung des Hegelschen Systems, seiner Ganzheit und seiner Teile, seines „Anfangs“, ist Glockners Beitrag über Hegels Ästhetik lehrreich. J. B. Baillies Kennzeichnung der Psychologie (42 f.) übersieht die deutsche geisteswissenschaftliche Psychologie. In sei-

mer sonst aufschlußreichen Darstellung der Hegelschen Privatrechtslehre kennt K. Larenz das Naturrecht nur als ausschließlichen, fertigen Gesetzgebungskodex, womit er dem Hegelschen Naturrechtsdenken kaum gerecht wird. Aus den übrigen Beiträgen bedarf eines Hinweises der Vortrag des faschistischen Kulturphilosophen G. Gentile über Hegels Staatslehre. Es scheint, daß die sem Lobredner der Geschichte vor Hegel nur eine liberalistische, den Staat als Ausfluß der Sünde betrachtende Staatslehre begegnet ist. Übrigens ist der Hegelsche Staat ihm noch nicht total genug. — Bei allen Rednern tritt ein starker Einfluß Hegels, verbunden jedoch mit nüchterner, kritischer Einstellung, zutage. G.

21. Kuiper, V.-M., Le „réalisme“ de Hegel: RevScPhTh 20 (1931) 233—258. — Idealismus und Realismus betrachten die Idee als den unmittelbaren Terminus geistiger Erkenntnis. Aber für den Realismus finden sich im erkannten Objekt keine aprioristischen Wesensbestandteile. Für Kant und Hegel bildet die Idee Terminus und Objekt der geistigen Erkenntnis. Hegel kann sich dennoch Realist nennen, weil die Idee die alleinige Realität ist. — Eine gute Gegenüberstellung, ohne indes wesentlich Neues zu bringen. Rast.

22. Nadler, Käte, Der dialektische Widerspruch in Hegels Philosophie und das Paradoxon des Christentums. gr. 8^o (VIII u. 143 S.) Leipzig 1931, Meiner. M 5.85; geb. M 6.50. — Gegenüber Kierkegaard und den ihm folgenden dialektischen Theologen, die eine dualistische Kluft zwischen Mensch und Gott, zwischen der Philosophie und dem „Paradoxon“ der Offenbarung aufreißen wollten, verteidigt N. den dialektischen Widerspruch Hegels als die wahre Philosophie und auch als das wahrhaft Christliche. Es entsprechen sich Logos, Natur, Geist mit Schöpfung, Erlösung, Vollendung, mit dem Vater, dem Sohn und dem Heiligen Geiste, mit dem Sein des Widerspruchs, seiner Setzung und Aufhebung. Mit Kroner, dem das Werk gewidmet ist, will N. den absoluten Geist aus der Philosophie, dem Hegelschen Endstadium, heraus wieder dem Leben zuführen. — Die einheitlich und sorgfältig durchgearbeitete Darstellung zeugt von eindringender Hegelkenntnis; sie führt gut ein in die Hegelproblematik, die angesichts der dialektischen Theologie und der, besonders Heideggerschen, Existenzialphilosophie entstanden ist. Den dialektischen Theologen, nach denen das Geschöpf vor Gott nichts Wahres und Schuldloses sein kann, wirft N. vor, daß dann auch ihre Aussagen über Gott und Religion wesenlos sein müssen. Könnte man nicht ähnlich gegen Hegel und N., nach denen das endliche Sein und Denken notwendig „Widerspruch“ ist, geltend machen, daß solchem Geschöpfe alle Wahrheit, vorab über Gott, verschlossen bleiben muß? Wie freilich jener „Widerspruch“ zu denken sei, ob Hegel letztlich auch das logische Widerspruchsprinzip opfere, tritt auch bei N. nicht eindeutig zutage; wohl wird S. 89 u. 100 das logische Widerspruchsprinzip gegenüber einer „intellektuellen Askese“ verteidigt. Was über die Schöpfung aus „nichts“, d. h. aus dem Logos, der zugleich „nichts“ ist, gesagt wird, gehört zu Hegels Schlechtestem. Solches wird die Hegelrenaissance bestimmt nicht fördern. Die immanenteste Hegelkritik wird nicht berührt, daß nämlich bei diesem „Ganzheits“-Philosophen das Ganze, aus einem anfänglichen Sein oder „Nichts“ heraus zeitlos sich entwickelnd, erst als Resultat am Ende steht, und zwar, wie es scheint, nicht nur für unser endliches Erkennen. N. wirft Kierkegaard vor, das Nichtskönnen, die Verzweiflung des Geschöpfes vor Gott sei buddhistisch (70). Aber ist das Hegelsche

Hineinziehen Gottes in Menschen-Leid und -Schuld nicht ebenso buddhistisch? Eine wahrhaft „essentielle“ Philosophie, die N. der „existenziellen“ entgegensetzen will (99), dürfte nicht einer falschen Einheit zuliebe die Unwandelbarkeit und Reinheit Gottes opfern.
Gommel.

23. Bollnow, O. F., Diltheys Lehre von den Typen der Weltanschauung: Neue Jahrbücher für Wissenschaft und Jugendbildung 8 (1932) 234—244. — In ausgezeichnete Weise wird D.s Grundanschauung der Philosophie nach dem 8. Bande seiner Werke hier dargestellt. In der Stimmung sind Leben und Welt noch in ihrer ursprünglichen, ungeschiedenen Einheit gegeben. Welt ist bereits Objektivierung, ein Sich-Gegenüberstellen. Diese wird verfestigt in der Weltanschauung, der Besinnung über das Leben. Philosophie ist eine solche Besinnung mit Hilfe des begrifflichen Denkens. Sie ist also relativ auf die ursprüngliche Lebensstimmung und hat keinen Anspruch auf Absolutheit. Klar treten hier die Linien heraus, die zu Heidegger weiter führen.
Brunner.

24. Levinas, E., Martin Heidegger et l'ontologie: RevPhFrÊtr 113 (1932 I) 395—431. — Vom Problem der Subjekt—Objekt—Beziehung her gibt dieser Artikel eine klare, verständliche Einführung in die Gedankenwelt Heideggers. Da er nur Auszug aus einem geplanten größeren Werk ist, wird nicht kritisch Stellung genommen.
Br.

2. Literargeschichte der Scholastik.

25. De Wulf, M., Courants doctrinaux dans la philosophie européenne du XIII^e siècle: RevNéo-scolPh 34 (1932) 5—20. — In diesem geistvollen Aufsatz, der aus einem Vortrag vor der Belgischen Akademie der Wissenschaften entstanden ist, behandelt der Verf. die Doppelfrage: Welches Lehrgut der Alten wurde der Philosophie des 13. Jahrhunderts dargeboten und wie zeigten sich bei der Gegenwirkung auf dasselbe die Rasseigenschaften der Aufnehmenden? De W. unterscheidet dabei 5 Lehrrichtungen: den Augustinismus, Thomismus, Skotismus, Averroismus, Neuplatonismus, die er im einzelnen charakterisiert. Die Verwerfung des Averroismus wird erklärt durch den gesunden Sinn der Franzosen, Italiener, Engländer und Flamen. Der Neuplatonismus verführte nur Lehrer der teutonischen Linie, während die Herde der Kultur des 13. Jahrh., Frankreich und England, ihm widerstanden. Averroismus und Neuplatonismus beleidigen das tiefste Bewußtsein des neulateinischen und angelsächsischen Genius. — Zu dieser Auffassung möchte ich mir doch einige einschränkende Bemerkungen erlauben. Gewiß üben auch Rassen eigentümlichen Einfluß auf die Forschungsweise aus. So hat Albert ohne Zweifel in seiner wissenschaftlichen Art sehr viel vom Deutschen an sich, Thomas und Bonaventura manche Züge vom Italiener, Bernhard und Abaelard vom Franzosen. Aber bei Anwendung der heute diesseits wie jenseits der Grenzen so beliebten Rassentheorie ist doch äußerste Vorsicht geboten; sonst entstehen unhaltbare Konstruktionen. So soll die Ablehnung des Averroismus durch den gesunden Sinn der Italiener, Franzosen, Flamen usw. erklärt werden — merkwürdigerweise fehlt hier der gesunde Sinn der Deutschen, wo doch Albert einer der ersten und entschiedensten Gegner des Averroismus war und uns kein deutscher Averroist bekannt ist, sondern Franzosen, Flamen und Engländer die Rekruten stellten. Die Verwerfung des

Averroismus läßt sich wohl einfacher aus seiner Unvereinbarkeit mit christlichen Grunddogmen erklären. Daher die fast allgemeine Gegnerschaft der Theologen, während theologisch wenig gebildete Arististen ihn mit jugendlicher Keckheit feierten. — Auch bei Beurteilung der Aufnahme des Neuplatonismus scheint manche Einschränkung geboten. Die hervorragendsten Wegebereiter der typisch neuplatonischen Lichtmetaphysik sind der Engländer Grosseteste und der Italiener Bonaventura, während der Deutsche Albert sie mit-samt der Intelligenzlehre als ziemlich müßiges Phantasiegebilde ansieht. Der hier genannte Ulrich von Straßburg ist nach den Forschungen von Stohr in seiner Grundrichtung durchaus aristotelisch; er weiß den Neuplatonismus kräftig abzuschütteln. Wifelo ist auf polnisches Konto zu setzen; der ihm früher zugeschriebene Traktat *De intelligentiis* wohl auf französische Rechnung. Ob Berthold von Moosburg Anhänger oder wie Albert nur Darsteller neuplatonischer Lehren war, bleibt noch zu untersuchen. Feststehend ist bis heute wohl nur, daß manche deutsche und nichtdeutsche Mystiker eine gewisse Vorliebe für einzelne neuplatonische Gedanken und Formeln hatten. Frankreich endlich kann, soweit Schulwissen in Betracht kommt, in etwa der Herd der Kultur jener Zeit genannt werden. Dieser Herd wurde allerdings sehr viel mit ausländischer Kohle gespeist. Nach unserem heutigen Wissen hat es bis auf Descartes nur einen Stern erster Klasse hervorgebracht, das dialektisch-formale Genie des Bretonen Abaelard. Alle übrigen: die Langobarden Anselm und Thomas, die Schotten Richard von St. Viktor und Duns, der Engländer Ockham, der Flame Heinrich von Gent, die Deutschen Hugo von St. Viktor und Albert waren Ausländer. Will man Rassenforschung bei den Scholastikern betreiben, so müßte man wohl zuerst analytisch die Eigentümlichkeiten eines jeden erforschen, diese Eigenschaften mit den Rassenmerkmalen vergleichen und dann ihre Wirkung auf die Ausgestaltung der Lehre untersuchen. — Der Einteilung der Lehrrichtungen kann man beistimmen. Es wäre aber vielleicht besser, Augustinismus und Neuplatonismus unter ein Genus zusammenzufassen und ebenso Thomismus — besser gemäßigter Aristotelismus — und Averroismus oder extremer Aristotelismus. Sehr übertrieben scheint mir die Originalität und Neuheit des Thomismus. Fast alle Elemente dieses thomistischen Aristotelismus waren schon bei den Vorgängern von Thomas — über Albert hört man in diesem Zusammenhang nichts —; das unvergängliche Verdienst von Thomas bleibt, daß er die Elemente straffer zusammengefaßt und in unvergleichliche Ordnung gebracht hat.

Pelster.

26. Mansion, A., *Sur le texte de la version latine médiévale de la Métaphysique et de la Physique d'Aristote dans les éditions des commentaires de Saint Thomas: RevNéo-scolPh* 34 (1932) 65—69. — M. zeigt an zwei hübschen Beispielen aus Metaphysik und Physik, wie wenig vertrauenswürdig der Aristotelestext in den neueren und neuesten Ausgaben der Kommentare des hl. Thomas ist. Er kann ferner darauf aufmerksam machen, daß es außer der von mir festgestellten doppelten Redaktion der Physik schon zu Anfang des 14. Jahrhunderts Hss gibt, die eine Kontamination beider enthalten. Diese Kontamination ist dann in verschiedene Thomasausgaben übergegangen; in der Leonina ist selbst eine neue entstanden, da man damals den Unterschied der Redaktionen noch nicht kannte. Eine ähnliche Kontamination bemerkte ich vor Jahren in der Metaphysik einer Pariser Ausgabe des 18. Jahrh. Als praktische Folgerung aus diesen und sehr zahlreichen andern Er-

fahrungen ergibt sich hoffentlich, daß die Herausgeber von einfachen Neudrucken nach Möglichkeit die älteren Ausgaben zugrunde legen. Die späteren zeigen sehr häufig nur eine Mehrbelastung an Druckfehlern und andern Nachlässigkeiten.

27. Lottin, O., *La composition hylémorphique des substances spirituelles*: *RevNéo-scolPh* 34 (1932) 21—41. — L. verfolgt in seiner gründlichen und klaren Weise die Entstehung einer Frage, deren verschiedene Lösung um die Mitte des 13. Jahrhunderts ein Unterscheidungsmerkmal zwischen Aristotelismus und Augustinismus abgab: Gibt es in den geistigen Substanzen einen Unterschied zwischen Materie und Form? Bei Roland von Cremona läßt sich zuerst der Unterschied und die Annahme einer geistigen Materie nachweisen. Sein Nachfolger Hugo von St. Cher leugnet dieselbe. Entscheidenden Einfluß hat auch hier Philipp der Kanzler. Er gibt die nötigen Distinktionen, leugnet die Unterscheidung, führt aber als Ersatz die alte boethianisch-gilbertische Distinktion des *quod est* und *quo est* (*esse*) in diese Frage ein. Johannes de Rupella und Albert folgen Philipp, Albert zum Teil mit weiter ausgebildeter Terminologie, während die Summa Alexanders und Odo Rigaldi zu Roland zurückkehren. Damit sind die Linien klar abgesteckt. L. macht darauf aufmerksam, daß man in dieser Frage vor Albert und Bonaventura nicht von scharf getrennten Schulen der Dominikaner und Franziskaner reden kann. Wertvoll sind die zahlreichen ungedruckten Texte, zumal aus Philipp und Odo. Ein weittragendes Mißverständnis ist L. unterlaufen. Ähnlich wie früher Manser hat auch L. bei Johannes de Rupella den Unterschied zwischen *id quod est* und *id quo est* als Unterschied zwischen Wesenheit und Dasein gedeutet, während J. selbst ihn klar als Unterschied zwischen „ens et essentia“, d. h. zwischen Suppositum und Wesenheit bezeichnet — die alte boethianische Unterscheidung. Ich mache darauf aufmerksam, daß in dieser später für den realen Unterschied klassischen Frage an keiner der zahlreichen Stellen die Rede ist vom Unterschied zwischen *esse* und *essentia*. Das deutet jedenfalls stark darauf hin, daß bis 1250 die Fragestellung unbekannt war. Bei Avicenna und den von ihm abhängigen Gundisalvi und Wilhelm von Auvergne finden wir die Ausdrücke, aber mit anderer Fragestellung. Ferner ist für die Terminologie der *distinctio metaphysica* jener Zeit eine Bemerkung Rigaldis Philipp und Albert gegenüber wichtig (S. 38): „Non enim video quod aliqua creatura sit purus actus, nisi solus Deus, et quin in se habeat veram compositionem, cum deficiat a primo in infinitum — loquor de creatura per se ente —; preterea habet in se potentiam activam et receptivam ex quibus componitur, et preterea principis metaphysicis [sc. id quod est = suppositum und id quo est = essentia] respondet aliquid ex parte rei.“ Die metaphysische Distinktion, wie Philipp und Albert sie nennen, scheint von ihm als *distinctio rationis* verstanden zu werden.

28. Meersseman, G., O. P., *Introductio in opera omnia B. Alberti Magni O. P. 4^o* (XIV u. 174 S.) Brugis (Belgii) 1931, Beyaert. *Belgas* 10.— Diese Einführung in sämtliche Werke des nunmehr heiliggesprochenen und zum Kirchenlehrer erhobenen Albert des Großen besteht in der Hauptsache aus einer Beschreibung der einzelnen Werke. Der Verfasser bringt nicht so sehr eigene Untersuchungen, als vielmehr eine fleißige und nützliche Zusammenstellung der Forschungsergebnisse anderer. Er ordnet die Werke des Heiligen in zwei Klassen: Philosophische, Theologische Werke, und fügt eine dritte hinzu: *Varia: Authentica, dubia, in-*

certa, spuria. Jedes einzelne Werk wird kurz charakterisiert, vielfach mit Heranziehung der Worte Alberts. Der oft wechselnde Titel, Zweck, Hauptinhalt, die bei Kommentaren griechischer Werke benutzte Übersetzung werden angegeben. Voraufgehen einige allgemeine Bemerkungen über mittelalterliche scholastische Schriftstellerei und über die Methode Alberts. — Schreibungen wie Boetius, peripatheticorum, metheorum, compillare, interpolare, κατηγορία sollten vermieden werden.

29. Lottin, O., Notes sur les premiers ouvrages théologiques d'Albert le Grand: RechThAncMéd 4 (1932) 73—82. — Aus den Zitaten des Tractatus de natura boni Alberts schließt L., daß derselbe später als die Summen Philipps des Kanzlers und Wilhelms von Auxerre ist. Ob die Datierung 1235—1240 richtig ist, hängt von der Datierung der Summa de creaturis ab. Weiterhin führt L. den überzeugenden Beweis, daß der geschriebene Sentenzenkommentar Alberts nach dem Kommentar des Odo Rigaldi entstanden ist. Es ist dies ein wichtiger Fortschritt. Dagegen halte ich den Beweis für die Priorität der Summa de creaturis gegenüber dem Kommentar Odos nicht für schlüssig. Eine Nachprüfung beider Texte ergab zwar eine gewisse Ähnlichkeit, aber in keiner Weise die Notwendigkeit einer Abhängigkeit Odos. Ja, sein Bericht über die erste Ansicht betreffs der Zusammengesetztheit in der Seele ist recht verschieden vom Wortlaut Alberts. Auch im zweiten Teile zeigt sich einige Verschiedenheit. Albert setzt in seiner Antwort nicht das *suppositum* gleich der *materia*, wie Odo sagt. Vor allem aber spricht Folgendes gegen L.: Nach Odo sind die Vertreter der Einfachheit dieselben wie jene, welche die vorgebrachten Einwände lösen. Nun findet sich aber keiner der angeführten Einwände oder Lösungen bei Albert. Endlich entspricht der Frage bei Odo formell nicht S. de creat. l. 1 q. 2 a. 5: Utrum omnium creaturarum sit materia una, sondern l. 1 q. 21 a. 1: An angelus sit simplex. Dort aber ist kaum irgendwelche Ähnlichkeit. Auf den Einwand, es komme sonst niemand in Frage, ist zu antworten: Wir kennen nur einen Bruchteil der damaligen Kommentare. So konnte ich mehrere anonyme Kommentare im albertinischen Sinn feststellen, die sicher vor Thomas liegen. Einstweilen bleibt mir daher die in den Kritischen Studien zum Leben Alberts gemachte Annahme bedeutend wahrscheinlicher: Die Summa de creaturis liegt zwar vor der endgültigen Fassung des Sentenzenkommentars; sie ist aber nicht 1240—42 entstanden, sondern zur Zeit des Pariser Aufenthalts 1245—1248. Eine Frage bleibt vielleicht noch offen: Wurde Albert schon 1245 oder kurz nachher Magister oder erst 1247? Ersteres dürfte einstweilen keineswegs absolut sicher sein.

Pelster.

30. Scheeben, H. Ch., Zur Chronologie des Lebens Alberts des Großen: Div Thom (Fr) 10 (1932) 231—245. — Der Artikel Mandonnets in der RevThom 36 (1931) 233—256, in dem M. 1206 als Geburtsjahr Alberts zu retten suchte, bot Anlaß, die verschiedenen Bezeugungen noch einmal zu untersuchen. Sch. bestätigt dabei die von mir seit langem vertretene Auffassung, daß man gegenüber Heinrich von Herford unbedingt am Zeugnis des Tholomeus von Lucca und Bernard Gui festhalten muß. Albert ist sicher mehr als 80 Jahre alt geworden; für ein Alter von etwa 87 Jahren sprechen wahrscheinliche Gründe. Den von M. gebrachten Anhang von Dokumenten lehnt Sch. ebenso entschieden ab, wie es in Schol 7 (1932) 124 f. geschehen ist. Er bringt ferner ein Zeugnis dafür, daß Albert 1270 in der Kirche von Adelhausen den Altar

geweiht habe. Danach hat es den Anschein, als erstreckte sich der Aufenthalt Alberts in Straßburg nicht bis 1269, sondern bis 1270. Wichtiger ist eine andere Bemerkung. Ich konnte nachweisen, daß Albert 1223 in Padua weilte. Da ich nun die allgemein angenommene Datierung des Briefes Jordans an Diana von Bologna auf 1223, die ich nicht nachprüfen konnte, als verbürgt annahm, so verlegte ich Alberts Eintritt in den Orden nach 1223. Sch. bemerkt, daß die Datierung des Briefes völlig unbewiesen ist, daß also der Eintritt auch später erfolgt sein kann. Zur folgenden Urkunde über die Altarweihe 1275 sei bemerkt, daß ich „in diocesi Kiliani“ unbedingt als falsche Lesung ansehe. Sollte Ludger nicht in die Münsterer Gegend weisen? P.

31. Pelster, F., Zur Datierung der Aristotelesparaphrasen des hl. Albert des Großen: ZKathTh 56 (1932) 425—436. — Verf. untersucht unter Berücksichtigung neuerer Ergebnisse und Schwierigkeiten noch einmal die Entstehungszeit der Aristotelesparaphrase Alberts. Die früher gewonnenen Ergebnisse bleiben in allen wesentlichen Punkten bestehen; einiges kann schärfer bestimmt werden. Die ersten 16 oder 17 Schriften sind nach 1248 und vor 1260 entstanden. De animalibus, Ethik, Metaphysik, Politik nebst den zugehörigen kleineren Schriften sind erst nach 1268 vollendet. Die Topik kann frühestens 1264 verfaßt sein. Matthäus- und Lukaskommentar sind in der heutigen Fassung erst nach 1268 vollendet; sie scheinen jedoch in Würzburger Vorlesungen 1264/65 ihren Ursprung zu haben. Die vorgeschlagene Umdatierung der Quaestiones de animalibus von 1258 auf 1268 scheint nicht unbedingt gefordert. Nach einer gütigen Mitteilung von Prof. G. Lacombe ist nämlich eine ältere griechisch-lateinische Teilübersetzung von De animalibus gefunden, so daß die Anführung von De partibus animalium und De generatione animalium vielleicht keine Schwierigkeit gegen das Datum 1258 bildet. Ebenso ist die Rückkehr nach Köln wohl eher auf 1270 anzusetzen. Vgl. die Besprechung von Scheeben (vorige Nummer). Es sei darauf hingewiesen, daß S. 435 eine zweite Politikübersetzung aus den Zitaten Alberts erschlossen wird. P.

32. Pelster, F., Das Compendium de negotio naturali (Summa naturalium) ein echtes Werk Alberts des Großen: PhJb 45 (1932) 316—324. — Mit Hilfe des Cod. 142 der Stadtbibl. Troyes und des Cod. 16222 der Pariser Nationalbibl., die beide noch dem 13. Jahrh. angehören, kann Verf. die lange dauernde Streitfrage über die Echtheit dieser Schrift zugunsten Alberts entscheiden. Beide Hss enthalten auch eine Nachschrift, die für die Charakteristik Alberts und der Zeitverhältnisse von einigem Wert ist. Nach dem Verf. scheint die Schrift — wenigstens in dieser Redaktion — erst nach Anfertigung der Kommentare zur Naturphilosophie des Aristoteles vollendet zu sein. Er gibt auch einige Erkennungszeichen für die zwei verschiedenen Redaktionen des Werkes. Es hätte hinzugefügt werden müssen, daß auch Cod. F. IV 34 Basel (saec. 13) und Cod. lat. 725 (saec. 13) die Summa naturalium als Werk „domini Alberti“ oder „magistri Alberti“ bezeichnen, während die Zuteilung an „fr. Rogerus Bagount“ „secundum quosdam“ in Cod. Digby 150 erst aus dem 14. Jahrh. stammt. P.

33. Meersseman, G., Die Einheit der menschlichen Seele nach Albertus Magnus: DivThom(Fr) 10 (1932) 81—94. — M. veröffentlicht aus den Quaestiones de anima zwei ungedruckte Fragen: Utrum [rationale et irrationale] differant re vel ratione tantum; Utrum rationalis et sensibilis et vegetabilis sint diversae animae

secundum rem. Albert verteidigt hier wie überall die Einheit der Lebensform. — Wenig glücklich scheint der Ausdruck, Albert behandle das Problem nur vom „psychologischen“ Standpunkt. Er kennt genau die beiden metaphysischen Probleme: Gibt es im Menschen eine oder mehrere Lebensformen? Gibt es im Menschen nur eine einzige Form (die geistige Seele) oder außer der Seele noch mehrere Körperformen? In der Lösung der ersten Frage stimmt Thomas mit ihm überein, in der zweiten weicht er ab. Die Polemik gegen die Scheidung in Aristotelismus und Augustinismus dürfte ebenso wenig diese Einteilung treffen, wie jene von Martin und Théry (vgl. Schol 6 [1931] 446 f.) Ich möchte allen, die gegen jene Scheidung polemisieren wollen, den freundschaftlichen Rat geben, zuerst die grundlegende Abhandlung von Ehrle zu lesen, sich genau zu fragen, was Ehrle sagte und wollte, und dann erst das Kriegsbeil auszugraben.

34. Grabmann, M., Die Werke des hl. Thomas von Aquin. Eine literarhistorische Untersuchung und Einführung 2. Aufl. (BeitrGPhMA XXII 1/2). gr. 8° (XV u. 372 S.) Münster i. W. 1931, Aschendorff. M 19.40. — Bei dem heutigen Interesse für die Lehre des hl. Thomas kommen Professoren und Studierende immer wieder in die Lage, sich über Echtheit oder Unechtheit mancher Werke Klarheit verschaffen zu müssen. G., der seit Jahrzehnten diese Fragen verfolgt hat, bietet in diesem Werke, das einer Kontroverse mit Mandonnet seinen Ursprung verdankt, aber weit über diese Einzelfrage hinausgewachsen ist, den umfassendsten und besten Aufschluß über den heutigen Stand der ganzen Frage, an deren Lösung G. selbst in hervorragender Weise beteiligt ist. Eine Unsumme von teilweise sehr entlegenen Literaturangaben und eine Fülle von neuen Notizen über teilweise unbekanntes machen auch die zweite Auflage zu einem unentbehrlichen Hilfsmittel für Studierende und Forscher. Auf eine Anzahl von noch nicht geklärten Fragen wurde in einer Besprechung in der ThRev 1931 hingewiesen.

35. Stein, Edith, Des hl. Thomas von Aquino Untersuchungen über die Wahrheit (Quaestiones disputatae de veritate). In deutscher Übertragung. 2. Band (Quaestio 14—29). gr. 8° (XII u. 512 S.) Breslau 1932, Borgmeyer. M 21.—; geb. M 24.—. — Das Lob, das wir (Schol 7 [1932] 451) dem ersten Band dieser Übersetzung spendeten, gilt in gleichem oder noch höherem Maß auch für diesen zweiten Band. Man kann nur wünschen, durch die schöne, zeitgemäße Übersetzung möge das Gedankengut des hl. Thomas möglichst weiten philosophisch und theologisch interessierten Kreisen zugänglich werden.

36. Gerardus M. Paris, O. P., Divisio schematica Summae theologiae S. Thomae Aquinatis ac ad tertiam partem Supplementi. Quer-Folio (73 S., 34 Tafeln) Taurini 1931, Marietti. Lire 5.—. — Der hl. Thomas hat selbst die Haupteinteilung seiner Summa in drei Teile (s. S. th. 1 q. 2 vor a. 1) sowie die nächsten und die weitem Unterabteilungen angegeben. Diese Einteilungen werden vielfach übersehen, trotzdem gerade sie geeignet sind, den wunderbaren einheitlichen Bau der Summa vor dem geistigen Auge ersehen zu lassen. Der Verf. hat das Verdienst, diese Einteilungen herausgehoben und zu einer großen Übersicht vereinigt zu haben, so daß man mit geringer Mühe einen Einblick gewinnt in die ungeheure Geistesarbeit und architektonische Kunst des Aquinaten. Es ist allerdings nicht das erste Mal, daß solche Tabellen veröffentlicht werden. Vor mir liegt eine Ausgabe in etwa viermal so

großem Format (Romae, Ex Typographia polyglotta S. C. de Prop. Fide, 1878), die ungefähr dieselbe Einteilung auf 9 Tafeln bietet. Deneffe.

37. Théry, G., L'autographe de S. Thomas conservé à la Biblioteca Nazionale de Naples: Archivum Fratrum Praedicatorum 1 (1931) 15—80. — Le petit reliquaire du Couvent de San Domenico Maggiore contenant une page autographe de S. Thomas d'Aquin: ebd. 336—340. — Cod. anonymus der Nationalbibliothek Neapel, der durch Uccelli weiteren Kreisen als Autograph des hl. Thomas bekannt wurde, ist zwar häufig erwähnt worden, aber niemals systematisch untersucht. Er enthält den Dionysiuskommentar Alberts des Großen. Die Frage ist, ob er wirklich eine eigenhändige Abschrift des jungen Thomas enthält. Th. bietet eine sehr eingehende Untersuchung der ganzen Frage. Er erzählt die Geschichte der aus S. Domenico in Neapel stammenden Hs, die sich leider nur bis ins 17. Jahrh. zurückverfolgen läßt. Es folgen eine sehr genaue Beschreibung der schwierigen Hs bis auf Petien und Blätter, die jedem Benutzer sehr willkommen sein wird, ein Aufweis der heute fehlenden Blätter und Teile — ein Blatt stellt Th. im folgenden Artikel in einem Reliquiar von San Domenico fest —, endlich als Kernstück die paläographische Untersuchung, von der hier allein die Entscheidung abhängt. Th. hat als Vergleichsobjekt das Autograph der Summa contra gentiles in Cod. Vat. 9850. Dabei vergleicht er die bekannte *littera illegibilis* der beiden Hss und die *semicursiva* der Neapolitaner Hs mit der *cursiva* der vatikanischen. In seinen Ergebnissen ist Th. sehr zurückhaltend, und er betont recht stark die Unterschiede. Dann führt er aber doch verschiedene Momente an, wie die große Ähnlichkeit mancher Buchstaben, die Möglichkeit einer Entwicklung, die Tatsache, daß in der Neapeler Hs eine gewisse Entwicklung stattfindet, und gewisse Einzelheiten, wie ein völlig gleich geschriebenes Ave Maria am Kopf einiger Seiten und ähnliches, die ihn schließlich doch dahin neigen lassen, in der Hs ein Autograph zu sehen. Ich habe bei Gelegenheit einer demnächst erscheinenden Studie über Cod. Vat. 781 sämtliche hier in Betracht kommenden Hss genauer eingesehen und jetzt von neuem die von Th. beigegebenen Tafeln studiert. Ich kann nur sagen, daß der Autographencharakter auch der Neapolitaner Hs mir feststeht. Th. hat meines Erachtens die Unterschiede zu stark betont. Viele sind auf Grund einer ganz natürlichen Fortentwicklung leicht zu erklären. Außerdem ist bei Thomas die gemein reichhaltige Entfaltung derselben Buchstaben sehr zu beachten. Nun finden sich die verschiedenen Formen z. B. von *s* und *d* in allen hier in Frage kommenden Hss. Sehr auffallend ist auch, daß überall eine für Thomas charakteristische Form des *g* vorkommt, in der die untere Schleife sich öffnet und stark nach links gezogen wird. Ein Vergleich der *littera legibilis semicursiva* in der Neapolitaner Hs und jener des Sentenzenkommentars (und des Cod. Vat. 781) scheint mir volle Gewißheit zu ergeben. Th. hätte sich seine Aufgabe etwas erleichtern können, wenn er zum Vergleich nicht so sehr die Summa contra gentiles, sondern den früher liegenden Isaiaskommentar — ich datiere ihn im Gegensatz zu Mandonnet etwa 1252-54 — und das dritte Buch des Sentenzenkommentars herangezogen hätte. Die vielen Tafeln sind sehr dankenswert. Nur möchte ich für ähnliche Ausgaben eines bemerken: Sollen die Tafeln ein Hilfsmittel für das Studium sein, so muß ihnen eine Transkription beigegeben werden. Selbst für geschulte und erfahrene Paläographen ist die *littera illegibilis* nur unter müh-

samer und überaus zeitraubender Arbeit zu entziffern. Ferner sollte man lieber eine halbe oder drittel Seite geben als eine ganze unter so starker Verkleinerung, daß sie fast völlig unlesbar wird. Unterdessen freuen wir uns, daß die Thomasautographen um einen solchen Schatz bereichert sind.

38. Théry, G., *Le Manuscrit de Salerne contenant le Commentaire de Saint Thomas sur les Physiques*: Archivum Fratrum Praedicatorum 1 (1931) 311—335. — Unter den Reliquien der Kirche von San Tommaso zu Salerno wird auch ein Physikkommentar des hl. Thomas, der Autograph sein soll, gezeigt. Th. hatte das seltene Glück, ihn untersuchen zu dürfen. Er gibt eine sehr genaue Beschreibung der Hs und ihre Geschichte, untersucht eine Stelle aus dem Text und die Schriftzüge und kommt zu dem Ergebnis, daß ihr Charakter als Autograph paläographisch nicht ganz unwahrscheinlich ist, ja daß einzelne Eigentümlichkeiten dafür sprechen, daß die Schrift einst im Besitz von Thomas war, daß aber der Text selbst der Annahme eines Autographs hindernd im Wege steht. Ich habe die beigegebene Schriftprobe genauer studiert. Die Schrift (Ende des 13. oder Anfang des 14. Jahrh.) hat wegen der Linksrichtung und des Charakters der einzelnen Buchstaben eine gewisse Ähnlichkeit mit der Halbkursive der Autographe. Bei näherem Studium sieht man aber die tiefgreifenden Unterschiede zu allen Autographen. Nichts von dem reichen Wechsel bei einzelnen Buchstaben wie *d* und *s*; ein ganz verschiedenes *D*; *g* nie mit links offener Schleife; kaum je eine Linksbiegung des letzten Striches von *m* und *n*; verschiedene Lage des Balkens beim *t*; ein anderes Zeichen für *et*; Fehlen des karolingischen *a* mit nach links gebogenem Schafte. Nach meiner Überzeugung ist die Hs schon rein paläographisch betrachtet sicher kein Autograph. Die Besonderheiten: in ein Rechteck gesetzte Kustode und die Anrufung Ave Maria, sind auch in andern Hss durchaus nicht selten. Ob die Züge im Ave Maria große Ähnlichkeit mit den gleichen Worten im Autograph haben, kann mit der beigegebenen Tafel nicht entschieden werden. Zu beachten ist aber, daß in diesen Worten kein besonders charakteristischer Buchstabe vorkommt. Es wäre sehr zu begrüßen, wenn die kirchliche Behörde diese alte Hs aus dem Reliquiar nähme und dem wissenschaftlichen Gebrauch zugänglich machte.

39. Ioannis de Polliaco et Ioannis de Neapoli Quaestiones disputatae de Immaculata Conceptione B. Mariae Virginis, quas ad fidem codd. mss. edidit Carolus Balić O. F. M. (Bibliotheca Mariana medii aevi. Textus et Disquisitiones. Collectio edita cura instituti theologici Macarensis [Dalmatia]. Fasc. I.) gr. 8^o (LIV u. 111 S.) Sibenici (in Dalmatia) 1931, Typographia „Kačić“. M 6.— Bei Subskription auf die ganze Sammlung 10% Ermäßigung. Petitiones mittantur ad „Bibliotheca Mariana“, franjevački Samostan, Makarska, Jugoslavia. — Dieses Heft bildet den glücklichen Anfang einer neuen begrüßenswerten Sammlung. Der wagemutige Herausgeber der ersten Veröffentlichung verfügt über ein gutes, frisches Latein und über eine gewandte Editions-technik. Bewundernswert ist es, wie ihm der Nachweis der vielen Zitate gelungen ist. Die Prolegomena bringen einige allgemeine Grundsätze über Textausgaben und handeln dann über die zwei Verfasser, deren Text veröffentlicht wird, über die Handschriften und die Lehren. Ioannes de Polliaco war Lehrer an der Sorbonne und starb gegen 1321; von ihm werden Quodlib. 3, q. 3, a. 1—3 veröffentlicht. Ioannes de Neapoli O. P. lehrte Theologie in seiner

Heimat Neapel und lebte noch 1336; von ihm werden hier Quodl. 6 (bzw. 1), q. 11 und Quodl. 9, q. 14 herausgegeben. Die q. 11 ist bereits früher, bei Petrus de Alva et Astorga, *Radii solis veritatis* (Lcvanii 1666) gedruckt. Beide Theologen leugnen die Unbefleckte Empfängnis, bekämpfen Skotus und die sonderbare Ansicht Heinrichs von Gent, daß Maria einen einzigen Augenblick die Erbsünde hatte und in demselben Augenblick die Gnade empfing. Johannes von Pouilly erklärt: „Non potest dici probabiliter nec teneri pro opinione probabili, quod b. Virgo de facto non contraxit originale peccatum. Immo salva cuiuscumque reverentia videtur quod debeat haereticum reputari“ (2,5). Die Frage nach der Möglichkeit beantwortet er so: „De potentia Dei ordinata non puto, quod ipsa ab originali potuerit praeservari“ (70,18). Johann von Neapel bewertet seine Leugnung der U. Empfängnis so: „Quam opinionem tamquam magis consonam dictis sacrae Scripturae et sanctorum ad praesens teneo“ (76,21). Deneffe.

40. Lechner, J., Beiträge zum mittelalterlichen Franziskanerschrifttum, vornehmlich der Oxforder Schule des 13./14. Jahrh., auf Grund einer Florentiner Wilhelm-von-Ware-Hs: *FranzStud* 19 (1932) 99—127. — Diese wertvolle Studie unterscheidet sich vorteilhaft von manchen Arbeiten der letzten Jahre; denn sie gibt nicht bloß einige interessante Einzelheiten, sondern untersucht eine Hs nach einer Richtung in erschöpfender Weise. Cod. lat. Pl. 33 dext. 1 der Laurenziana in Florenz bringt vor allem in den Randnotizen zum Sentenzenkommentar des Wilhelm von Ware eine Menge von Zitaten Oxforder Lehrer des 13./14. Jahrh., die vielleicht zur Auffindung der verlorenen Werke führen werden. L. hat diese Zitate in chronologischer Ordnung aufs sorgfältigste zusammengestellt und die nötigen Literaturverweise beigefügt. Es sind vor allem folgende Namen: Johannes von Berwick, Thomas Rundel, Philipp von Bridlington, Peter von Baldeswell, Robert von Beverley, Petrus Sutton, Wilhelm von Shyrbourne, sämtlich Franziskaner. Die übrigen Zitate haben geringere Bedeutung. Die Arbeit ist ein unentbehrliches Hilfsmittel für Forschungen auf diesem Gebiete. — Einige Ergänzungen: Spettmann konnte in seiner Arbeit über Ware nicht reichere Zitate bringen, da er diese Hs nicht untersucht hat (zu S. 99). Im *Lincolniensis* einen andern als Grosseteste sehen zu wollen, wird kaum angehen, da die Bezeichnung in der hier in Frage kommenden Literatur stehender Ausdruck geworden ist. In Cod. 158 Assisi und Cod. 300 (514) des Caius College fol. 62^r liegt der Fall anders. Die *Notabilia Berwyk* in der gleichen Assisi-Hs kommen als selbständiges Werk nicht in Betracht; sie sind Auszüge (106). Aus den Randbemerkungen über Baldeswell (1300), der sich gegen Ware wendet, erhalten wir endlich einen festen terminus ante quem für die Lehrzeit Wares (kurz vor 1300). Von Beverley, der ebenso wie die vorhergehenden Lehrer in Cod. Q 99 Worcester eine Rolle spielt, hat Little auch Fragen in Cod. 63 des Balliol College Oxford gefunden. In der Frage über die Unbefleckte Empfängnis (122) möchte ich doch eher an Thomas Sutton als an Peter denken; denn Thomas behandelt die Frage unter Polemik gegen Heinrich von Gent gerade in dem angegebenen Sinn. — *mr* ist hier *multiplier* nicht *magistra* aufzulösen. Zahlen wie 15 und 25 werden leicht verwechselt. — Ob der Petrus (125 127) nicht Petrus von Tarantasia ist, der ein viel gebrauchter Schulautor war? Der Hinweis auf Bonaventura, Berwick und Herveus ist wohl ein Irrtum. Es steht fol. 1^v Loke her (= look here) *God. Chir[bourne]*. Das-

selbe findet sich fol. 36^v: Loke yere; fol. 162^v ist der Hinweis übersehen: Unde conclusio X Wetheringf.: nullum (? n^m) universale generat aut generatur. Der Name kommt in Cod. Q 99 Worcester fol. 69^r in der Form Wedersfild vor. W. ist dort Opponent gegen Baldeswell. Im Zusammenhang mit der Bemerkung über Cod. Troyes 661 (108) sei hier vorläufig die Feststellung mitgeteilt, daß sich unter den erwähnten 27 anonymen Fragen — in Wirklichkeit handelt es sich nur um 23, da q. 25 und 26 Determinationen zu 20 und 24, 19 und 21 Determinationen zu 7 und 8 sind — wenigstens eine ganze Anzahl Quästionen des Franziskanergenerals Gundissalvi finden, auch die bisher dreimal veröffentlichte Frage: *Utrum actus diligendi Deum ex caritate in via sit nobilior actu laudandi Deum in patria*. Alle Fragen bekämpfen die thomistische Auffassung. Ob alle Eigentum Gundissalvis sind, was mir wahrscheinlich ist, muß eine eingehende Untersuchung noch endgültig feststellen. Für die Eckehardforschung dürfte dieser Fund vielleicht von Bedeutung sein. Das von L. mitgeteilte Incipit: „*Non iudicavi*“ gehört zu einer *Collatio* und einleitenden Frage zum dritten Buch fol. 111^r—112^v. Fol. 111^r glaube ich von der ausradierten Überschrift noch zu lesen: *principium l. 3 Gun[di]salv[i]*. Ich gedenke bald die nötigen Angaben zu machen, die eine weitere Verfolgung der Frage ermöglichen.

41. Schmaus, M., Guilelmi de Alnwick O. F. M. *doctrina de medio, quo Deus cognoscit futura contingentia*: *Bogoslavni Vestnik* 12 (1932) 201—225. — Durch Veröffentlichung einer *Quaestio* des bald nach Scotus in Oxford und Italien lehrenden W. v. A. erweitert Schm. das Material zur Entscheidung der Frage, inwieweit Scotus und andere Franziskaner die Väter des Bañezianismus waren. A. gehört hier durchaus in die Linie des Scotus und Bañez. In andern wichtigen Punkten ist er Gegner. Die Erklärung des hl. Thomas wird S. 209—211 förmlich abgelehnt. Bei der Entscheidung, ob A. die Lehre des Bañez vertritt oder nicht, ist allerdings eine gewisse Vorsicht geboten, da der Fragepunkt ein etwas anderer ist. Hier handelt es sich „zunächst“ stets nur um die Erkenntnis der wirklich eintretenden freien Akte, von denen auch ein Molinist sagen kann und sagen wird, daß sie in den göttlichen Willensdekreten erkannt werden. Gleichwohl ergibt sich aus dem Ganzen klar die Stellung des A., da er die Erkenntnis jeder kontingenten Wahrheit vor den göttlichen Willensdekreten ablehnt und auch den *sensus compositus* im Sinn des Bañez verteidigt. Eine Erläuterung der *Quaestio* hätte die entscheidenden Punkte jedenfalls schärfer hervortreten lassen. Man darf gespannt dem versprochenen Beweis entgegensehen, der dartun soll, daß die Fundamente des Thomismus im Sinn von Bañezianismus von Thomas gelegt seien. Die gründlichen Arbeiten von Schwamm haben bisher eher das Gegenteil ergeben. Mir scheint einstweilen, daß die Erklärung des Scotus eine Weiterbildung der Erkenntnis aus den Ideen bei Bonaventura ist. Zu ihr steht aber die boethianisch-thomistische Sentenz mit ihrer Erkenntnis im Spiegel der Ewigkeit in Widerstreit.

p.

42. Schmaus, M., Neue Mitteilungen zum Sentenzenkommentar Wilhelms von Nottingham: *FranzStud* 19 (1932) 195—223. — Schm. veröffentlicht aus dem Sentenzenkommentar des ein Jahrzehnt nach Scotus in Oxford lehrenden Franziskaners Wilhelm von Nottingham das Fragenverzeichnis und den Wortlaut der drei Fragen: *Utrum scientia Dei sit causa rerum temporalium sine sui mutabilitate*; *Utrum praedestinatio tantam habeat certitudinem, quod*

impossibile sit praedestinatum damnari; Utrum divina voluntas sit immediata causa rerum. Die Arbeit legt einen Wunsch und eine Bemerkung nahe. Es haben auch hier in den letzten drei Jahren wenigstens drei oder vier in Zeitschriften und Büchern aus drei verschiedenen Ländern über die literargeschichtliche Seite dieses Autors gehandelt; bei keinem findet sich das Material irgendwie vollständig, obwohl alle die einzige Hs selbst studiert haben und in der Lage waren, das Material aufzuarbeiten. Soll dieses einem weiteren Kreise zugänglich gemacht werden, muß jetzt noch ein vierter oder fünfter die wenig erfreuliche Arbeit übernehmen, aus vier Artikeln einen fünften zu machen. Wäre es nicht geratener, wenigstens in so einfachen Fällen gleich das ganze Material zu bringen, selbst wenn die Arbeit das eine oder andere Jahr später erscheinen müßte? — W. wird hier ohne weiteres zur Scotusschule gerechnet. Dürfen wir das aber, wo wir bis jetzt nur die Übereinstimmung im Wortlaut mehrerer Fragen und vielleicht in ein oder zwei Lehrpunkten kennen? W. soll höchstwahrscheinlich nicht zu den Vertretern der Erklärung des göttlichen Vorherwissens kontingenter Dinge aus den vorhergehenden Dekreten gehören. Da er die Frage gar nicht behandelt, weiß ich nicht, worauf dies Urteil sich stützt. Schm. nennt diese Erklärung die „thomistische“ Theorie; das ist für die neuere Zeit unbedingt richtig. Aber H. Schwamm, der beste Kenner der geschichtlichen Entwicklung dieser Frage, kann bis jetzt keinen einzigen Thomisten jener Zeit als Vertreter der Theorie aufweisen. P.

43. Meier, Ludger, O. F. M., Citations scolastiques chez Jean Bremer: *RechThAncMéd* 4 (1932) 160—186. — Der Ordensgeschichtler M., der die Erfurter Franziskanerschule zu seinem besonderen Forschungsgebiet gemacht hat (vgl. *Schol* 7 [1932] 456 f.), widmet hier einem dieser Erfurter Theologen, Joh. Bremer (1442 magister regens), über den er *Schol* 6 (1931) 401 ff. „Neue Angaben“ veröffentlicht hat, eine weitere gründliche Studie. Einer Anregung Grabmanns folgend, stellt er durch sorgfältige Analyse aller scholastischen Zitate die Bücherei wieder her, die B. zur Verfügung stand, und zeigt die Art seines wissenschaftlichen Arbeitens: Die Franziskanerschule mit Bonaventura, Skotus und den Skotisten herrscht vor; an zweiter Stelle steht Thomas, der sehr häufig und mit Hochschätzung zitiert wird, auch bei abweichender Stellungnahme. Die Theologie der Nominalisten hat er fast völlig ausgeschlossen. Hentrich.

44. Beltrán de Heredia, V., El maestro Domingo (Francisco) de Soto en la Universidad de Alcalá: *CiencTom* 43 (1931 I) 357—373; 44 (1931 II) 28—54. — Ders., El maestro Domingo de Soto en la controversia de Las Casas con Sepúlveda: ebd. 45 (1932 I) 35—49 177—193. — Als vor kurzem P. March die vor einem Halbjahrhundert erschienenen Salmantizenser-Artikel des Kardinals Ehrle auf spanisch neu herausgab, hatte B. de H. bei aller Hochschätzung für die früheren Arbeiten des Kardinals doch sein schmerzliches Bedauern darüber ausgesprochen (*CiencTom* 42 [1930 II] 327—349), daß P. March sich nicht die Zeit genommen hatte, wenigstens die Veröffentlichungen der letzten Jahrzehnte über die Universität von Salamanca und die einzelnen Salmantizenser durchzusehen und danach die Angaben der Artikel zu verbessern und zu ergänzen; denn eben nur dadurch hätte die Neuausgabe den von P. March angekündigten Zweck erreichen können, ein brauchbares Hilfs- und Handbuch für die künftigen Erforscher dieser Periode zu bilden. Bei dieser Gelegenheit hatte B. de H. schon

in einem summarischen Überblick die Angaben der einzelnen Abschnitte jenes Werkes verbessert, zugleich auch größere Abhandlungen über die einzelnen Theologen in chronologischer Reihenfolge angekündigt. Auf seine früheren wertvollen Arbeiten über Franz von Vitoria soll nun zunächst ein großes Werk über dessen Freund und Nachfolger Dominikus de Soto folgen; in den beiden obigen Aufsatzfolgen bietet er uns schon größere Abschnitte des werdenen Werkes. In der ersten Reihe schildert B. de H. auf Grund archivalischer Quellen die erste und am wenigsten erforschte Lebensperiode Sotos, bis zu seinem Ordenseintritt: Geburt (1495) und Heimat, Student in Alcalá (1512—1516) und in Paris (1516—1519), Stipendiat von S. Ildefons in Alcalá (seit 7. Januar 1520) und Philosophieprofessor in Alcalá (von Herbst 1520 bis Februar 1524). Hier bietet B. de H. wesentlich neue Züge und zeichnet aus ungedruckten Quellen ein anschauliches Bild der Wirren und Kämpfe an der Universität von Alcalá, in die S. verstrickt wurde. — Mit der Frage der Behandlung der Eingeborenen hatten sich B. de H.s archivalische Forschungen wiederholt beschäftigt (vgl. Schol 5 [1930] 134 443); diese Frage bildet ja bei Vitoria den Ausgangspunkt seiner bahnbrechenden Gedanken über das Völkerrecht. In der zweiten Aufsatzfolge wird nun Sotos Stellung zu dieser Frage in neuer Weise beleuchtet: in dem Streit des Las Casas mit dem sevillianischen Humanisten Sepúlveda stellte sich Soto mit aller Entschiedenheit auf die Seite Vitorias und Las Casas' und verhalf deren Gedanken zum Siege.

H.

45. Aldama, J. A. de, S. J., *El tratado de Ruiz de Montoya sobre el pecado original, segun un manuscrito de Salamanca*: Estud-Ecl 11 (1932) 124—130. — A. beschreibt und untersucht hier das Ms 489 (537 Bl. in 8^o) der Universitätsbibliothek Salamanca, das die „Commentarii in materiam de peccatis“ des ungemein scharfsinnigen Jesuitentheologen M. († 1632) enthält, den Scheeben noch über Suarez stellt. A. stellt fest, daß das Ms die Vorlesungen M.s im Jesuitenkolleg von Kordova von 1596 bis 1599 enthält, und bietet dann eine sachkundige Inhaltsangabe der dogmengeschichtlich bedeutsamsten „Sectio de veritate et essentia peccati originalis“ (f. 406—474).

H.

3. Logik. Erkenntnislehre. Metaphysik.

46. Müller, A., *Einleitung in die Philosophie*, 2. Aufl. 8^o (330 S.) Berlin 1931, Dümmler. M 5.80. — Die zweite Auflage dieser wegen der frischen Darstellungsart und der Aufgeschlossenheit für moderne Fragestellungen geschätzten Einleitung ist gegenüber der ersten Auflage vollständig neu bearbeitet und stark erweitert. Die Eigenart des Buches ist aber geblieben. Und so müssen wir auch leider die Bedenken aufrecht erhalten, die schon gegenüber der ersten Auflage geltend gemacht worden sind (vgl. z. B. die Besprechung von Sawicki im PhJb 39 [1926] 309 f.). Die zu weitgehende Loslösung der „idealen Gegenstände“ und der Werte vom Reich des Seins, die vollständige Trennung der Religionsphilosophie und der Weltanschauung von der Metaphysik und die damit gegebene Auflösung der Einheit der Philosophie können wir nicht billigen. Der scholastischen Auffassung wird in wichtigen Punkten eine andere gegenübergestellt, so z. B. in den Abschnitten über die verpflichtende Kraft des Sittlichen (158 f.), über die Willensfreiheit (172 ff.) oder über das Kausalprinzip (255 ff.). — Was die päda-

gische Seite angeht, so tut M. gewiß gut daran, daß er die Anfänger nicht in lauter ungelösten Problemen untergehen läßt; aber das Gegenteil, nämlich daß durch allzu schnell gebotene Entscheidungen beim unerfahrenen Leser eine zu geringe Einschätzung der Schwierigkeit der Fragen und damit auch eine gewisse Geringschätzung der gewaltigen Leistungen der Vorzeit erzeugt wird, ist auch eine Gefahr; ob M. ihr immer entgangen ist? de Vries.

47. Bauch, B., Anfangsgründe der Philosophie. 2., verbess. Aufl. 8^o (132 S.) Leipzig 1932, Meiner. M 2.40. — Das Büchlein, ursprünglich aus Volkshochschul-Vorträgen hervorgegangen, ist in seiner klaren, verständlichen Schreibweise ein kleines didaktisches Meisterstück, an dem man selbst da seine Freude haben kann, wo man sachlich dem Verfasser nicht zuzustimmen vermag. Auch schwierige Lehrstücke werden in schlichter Sprache auf die einfachsten Grundgedanken zurückgeführt. Darum eignet sich das Büchlein jedenfalls besser zu einer kritischen Besprechung des in ihm dargelegten erkenntnistheoretischen Idealismus als manches größere Werk, das vielleicht in nebelhafter Sprache die tragenden Grundgedanken nicht klar hervortreten läßt. Zu S. 113: Die katholische Philosophie lehnt die Kantische Ethik nicht deshalb ab, weil sie die sittliche Güte der Handlung vom Willen allein und nicht vom äußern Werk oder Erfolg abhängig macht, sondern deshalb, weil aus dem formalen Gesetzesgedanken die inhaltliche Mannigfaltigkeit der sittlichen Werte nicht abgeleitet werden kann und weil die Verpflichtung des Gesetzes ohne Beziehung auf einen dem Menschen übergeordneten, göttlichen Verstand und Willen nicht erklärt werden kann. de Vr.

48. Nuzubidse, S., Philosophie und Weisheit. gr. 8^o (IV u. 220 S.) Berlin 1931, Ost-Europa-Verlag. M 8.50. — Ein seltsames Buch, das wieder einmal so ungefähr die gesamte bisherige Philosophie für verfehlt erklärt und etwas ganz Neues an deren Stelle setzen will, das den Namen „Aletheiologie“ bekommt. Das Ziel der Philosophie ist nach N. (Professor der Philosophie in Tiflis) die „übergegensätzliche“, „inhaltlose“ „Wahrheit an sich“; sie ist kein Geltungsphänomen (175), sondern „alogisch“, ohne Beziehung auf das denkende Subjekt (180); schließlich wird sie mit dem von allem Bewußtsein unabhängigen Sein (106) oder dem „Im-Sein-Stehen“ (183) gleichgestellt. Man fragt sich nur, was dann „Wahrheit“ mehr ist als ein neuer Name für das Sein. Wenn gegenüber einer Kritik von A. Müller gesagt wird, die „Wahrheit an sich“ sei freilich nicht das Seiende, sondern eine „aletheiologische Wendung des Im-Sein-Stehens“ (187), so wird die Sache dadurch auch nicht klarer. An andern Stellen heißt es freilich wieder, das „Im-Sein-Stehen“ werde durch die Aktivität des Denkens in die „Wahrheit an sich“ übergeführt (197 216); wie soll aber darin keine Beziehung auf das Denken liegen? Ebenso wenig gelingt es N., seine Seinslehre zu klarer Darstellung zu bringen. Gewiß wird gegenüber einer einseitigen Bewußtseinsphilosophie mit Recht die Unabhängigkeit des Seins von unserm Denken betont; wenn aber nun das Seiende als in seinem Bestand von allem Geistigen unabhängig hingestellt wird, wenn das Bewußtsein nur ein späteres Entwicklungsstadium des sich durch Selbsttätigkeit entwickelnden Seins (183 f.), ja nur ein Mittel zur Vervollkommnung des (ursprünglich nicht geistigen) Seienden ist (217), wenn die „Weisheit“ nichts anderes sein soll als diese Weltvervollkommnung (211—218), so erinnert das alles doch nur zu sehr an einen keineswegs neuen Materialismus. Das Anregendste in dem sonst äußerst abstrakt geschrie-

benen Buch sind noch die eingestreuten philosophiegeschichtlichen Betrachtungen; freilich muß sich in ihnen mancher Denker (so besonders Leibniz) eine seltsame Deutung seiner „eigentlichen“ Absichten gefallen lassen.

49. Rickert, H., Thesen zum System der Philosophie: Logos 21 (1932) 97—102. — R. gibt hier einen kurzen, mit der ihm eigenen Klarheit durchgeführten Aufriß seines Systems. Nach wie vor vertritt er einen unerbittlichen Pluralismus; nur eine Vielheit von Seinsarten wird dem Weltreichtum gerecht. Die Einheit von Wirklichkeit und Wert bietet zunächst eine vorgegenständliche, aber ebenfalls diesseitige Welt. Diese „prophysische“ Art des Weltseins, die in ihrer ontologischen Selbständigkeit anzuerkennen ist, wäre einer „Prophysisk“ zuzuweisen. Trotzdem bleibt die Frage nach einer nicht gegebenen, transzendenten Welt, in der Wirklichkeit und Wert völlig zusammengehen. Aus dem Glauben an einen derartigen übersinnlichen Weltgrund, der als Einheit der Wertrealität gefaßt wird, sucht man immer wieder zu einer Metaphysik zu kommen. Philosophisch ist das nur dann zulässig, wenn man sich des symbolischen Charakters dieses Denkens bewußt bleibt, welches diesseitiges Begriffsmaterial als Bild für das Jenseits verwendet und damit als transzendent seiend umdeutet. — Offenbar fehlt R. das Verständnis für die Analogie des Seins (auch nach seiner jüngsten Veröffentlichung über das Problem der Ontologie), wenn auch in dem symbolischen Denken wohl eine dunkle Ähnung der analogen Erkenntnis in verflachter Gestalt auftritt. Lotz.

50. Manser, G. M., O. P., Das Wesen des Thomismus. gr. 8^o (VII u. 501 S.) Freiburg (Schweiz) 1932, St. Paulus-Druckerei. Schw. Fr 8.—. — Den Wünschen vieler entsprechend hat M. die von ihm unter dem Titel „Das Wesen des Thomismus“ seit 1924 im DivThom(Fr) veröffentlichte Artikelreihe nunmehr in Buchform herausgegeben. Wir sind auf die Artikel gelegentlich schon zu sprechen gekommen (vgl. Schol 3 [1928] 461 f.; 6 [1931] 463 f.). In einem Anhang sind zwei Vorträge über „Thomas von Aquin im Lichte der Geschichte der Philosophie“ und über den „Kampf um das Kausalprinzip“ hinzugefügt. M. erwartet nur vom „strengen“, „ursprünglich genuinen“ Thomismus das Heil (VI). Das innerste Wesen dieses Thomismus sei die „scharf logische, konsequente Durch- und Weiterbildung der aristotelischen Lehre von Potenz und Akt“ (10). Mit reichem philosophiegeschichtlichem Wissen und in leichtverständlicher Form wird diese These im ganzen überzeugend durchgeführt. Am wenigsten gelungen ist die Durchführung der Hauptthese wohl im ersten Kapitel, in dem die klare thomistische Unterscheidung von Glauben und Wissen, Theologie und Philosophie auf die Akt—Potenz-Lehre zurückgeführt werden soll. Die Frühscholastik, die Glauben und Wissen halb fideistisch, halb rationalistisch heillos vermengen soll, wird doch wohl in einseitiger Weise allzu schwarz gemalt. Grabmann urteilt jedenfalls wesentlich anders über sie (vgl. Geschichte der scholastischen Methode I 272 ff. II 188 ff. 279 f. 337 f.). Mit Recht wird dagegen das entscheidende Verdienst des hl. Thomas in der Ablehnung der Illuminationstheorie und der Begründung der philosophischen Erkenntnis aus der Abstraktion gesehen. Nur wird nicht recht klar, warum in diesem Zusammenhang der thomistischen Lehre vom Verstand als *potentia passiva* so große Bedeutung beigemessen wird; in der Illuminationstheorie ist doch der Verstand erst recht passiv. Das zweite Kapitel zeigt die grundlegende Bedeutung der Akt—Potenz-Lehre gerade für die Lehren, die dem Thomismus

gegenüber der „augustinisch-arabischen Richtung“ des 13. Jahrhunderts eigentümlich sind. Anzuerkennen ist hier, daß M. nicht, wie einige übereifrige Neuthomisten, versucht, Augustinus zu einem Thomisten zu machen; z. B. die Abstraktionstheorie und die Lehre von der Einzigkeit der Form werden dem hl. Augustinus entschieden abgesprochen. Die Tendenz M.s ist im Gegenteil, die thomistischen Lehren möglichst als etwas Neues hinzustellen. Neu war ja gewiß vor allem die große Synthese. Ihr ist das bei weitem umfangreichste dritte Kapitel gewidmet. Es bietet eine durch mehrere geschichtliche Exkurse erweiterte Darstellung der Hauptpunkte der thomistischen Ontologie, so wie sie in der sog. strengeren Thomistenschule gesehen wird. Bemerkenswert scheinen uns diese Einzelheiten: Gegen Garrigou-Lagrangé wird der Primat des Widerspruchsprinzips vor dem Identitätsprinzip verteidigt; letzteres wird dem „Omne ens est unum“ gleichgesetzt. Das Kausalitätsprinzip kann nicht aus dem Prinzip vom zureichenden Grund abgeleitet werden, sondern ist unmittelbar evident. Der sog. ideologische Gottesbeweis und der Gottesbeweis aus dem Glückseligkeitsstreben werden abgelehnt. de Vries.

51. Kassel, Alb., *Krisis der Philosophie? Ein Gang durch die Zeit. Dritter Teil: Die Aufgabe der Zukunft.* gr. 8^o (S. 369—583) Luxemburg-Eich 1932. C. Kassel. *Belg. Fr* 15.— K. setzt seine weitausholenden, kritischen, vorzüglich dokumentierten „Gang durch die [philosophische] Zeit“ in emsiger Sammelarbeit fort. In diesem 3. Teil berücksichtigt er speziell die methodisch-systematische Grundhaltung sowie das Zielstreben der katholischen modernen Philosophie, zumeist an Hand der von ihm meisterhaft beherrschten französischen Fachliteratur. Der Inhalt des ersten Kapitels dürfte sich so zusammenfassen lassen: Heraus aus der Stickluft des schmalbrüstigen, engherzigen, wissenschaftsabgeschlossenen, vorherrschend deduktiven 24-Thesen-Thomismus zu einer weltoffenen, nicht nur alle gesunden Richtungen der Neuscholastik, sondern auch die besonnenen Bestrebungen der modernen nichtkatholischen Philosophie umfassenden, vor keiner ernststen Problematik zurückschreckenden, wirklich „katholischen“ Philosophie! Das zweite Kapitel behandelt ausführlich das Thema: Im Geiste des hl. Thomas über Thomas hinaus! Die Würdigung des epochalen Wirkens und Erfolges von Kardinal Mercier ist eine Glanzpartie dieses Teiles. Ihm vor allem ist ja der „Durchbruch zur Moderne“ der thomistischen Philosophie in den romanischen Ländern zu verdanken. Demgegenüber glaubt K. den anscheinenden Mißerfolg der „römischen Schule“ der allzu engen und buchstabenmäßigen Befolgung des leoninischen Thomaserlasses zuschreiben zu müssen (546 f.). Das dritte Kapitel skizziert in wichtigen Strichen das programmatische Ideal, welchem die Neuscholastik zustreben muß. Hier wird aber das Gebiet der Philosophie zu knapp behandelt, während die Belange der Theologie zu sehr hervortreten. — Sehr überzeugend wirkt, gegenüber der übertriebenen Auffassung von Garrigou-Lagrangé (418), die Richtigstellung, die „Sicherheit“ der 24 Thesen, wie die Kirche sie verstanden wissen wolle, bedeute bloß, daß keine Gefahr eines Widerspruches dieser Thesen mit den Glaubenslehren bestehe, sei aber keine förmliche autoritative Erklärung und Anerkennung ihrer Wahrheit (419 ff.). — K.s Verfahren, hervorragende Vertreter der hauptsächlichsten Richtungen in ausführlichen programmatischen Darlegungen selber zu Wort kommen zu lassen, bietet sicher manchen Anreiz, leidet aber an dem Nachteil einer zu großen Weitschweifigkeit. Leider verraten die knappen, allzu allge-

mein gehaltenen Kapitelüberschriften uns nicht den reichen Inhalt dessen, was uns aus dem Munde führender Philosophen der Jetztzeit geboten wird. Hoffentlich schenkt der luxemburgische Philosoph uns recht bald den Abschluß seines überraschend lehrreichen Werkes, dessen Ausnützung aber von einem guten Sachregister abhängig sein dürfte.

F. R. Müller.

52. Péghaire, J., Comment être thomiste?: DivThom (Pi) 35 (1932) 249—270. — Zum wahren Thomismus führen direktes und verständiges Studium der Werke des Aquinaten unter Berücksichtigung seiner Umwelt, vernünftige, nach ihrer Tragfähigkeit abgestufte Annahme seiner Thesen, kluge Anwendung der alten Prinzipien auf moderne Probleme. Wenn in einer Frage die Gründe für und wider gleich sind, soll ein philosophischer Glaube, der sich auf die überragende Autorität des hl. Thomas stützt, seine Ansicht umfassen. — Die Normen des Hl. Stuhles verlangen doch wohl nicht, wie P. anzunehmen scheint, einen derartigen Glauben. Sie sagen nur, man solle in solchen Fällen der Ansicht des Aquinaten den Vorzug geben, ohne daß man sie mit irgend einer, auch nur moralischen Gewißheit festhalten müßte. Ausdrücklich sei hervorgehoben, daß man ein Schüler des hl. Thomas sein kann, ohne die 24 Thesen samt und sonders zu verteidigen, daß auch keinerlei Gehorsamspflicht hierin besteht; des Verfassers Ansicht ist nicht ganz klar zu erkennen.

Lotz.

53. Hönigswald, R., Grundfragen der Erkenntnistheorie. gr. 8^o (VII u. 172 S.) Tübingen 1931, Mohr. *M* 9.60; geb. *M* 11.60. — Für jemand, dem H.s Auffassungen noch nicht vertraut sind, ist es leider bei der wenig scharfen Fassung der Gedanken kaum möglich, dieses Buch zu verstehen. Erleichtert wird das Verständnis, wenn man etwa zuvor im 2. Band von S. Marcks „Dialektik in der Philosophie der Gegenwart“ den Abschnitt über H. (15—43) nachliest. Das Besondere, wodurch sich H. von den meisten Neukantianern unterscheidet, ist das entschiedene Abrücken vom Logizismus. Nicht dadurch werde der Psychologismus überwunden, daß man den Gegenstand vom erlebenden Ich vollständig löst und das Psychische der positivistischen Assoziationspsychologie überläßt, sondern dadurch, daß man das Ich und seinen Akt in ihrer intentionalen Eigenart, in ihrer Einheit mit dem Gegenstand, erfaßt. Das ist eine Wahrheit, auf die auch von unserer Seite G. Söhn- gen noch jüngst nachdrücklich hingewiesen hat (Sein und Gegenstand 229—232). H. geht nun besonders vom Urteilsakt aus. In ihm findet er die Einheit von „Ich“ und „Ist“, von „Vollzug“ und „Geltung“. Diese wechselseitige Beziehung ist die „Gegenständlichkeit“. Sie ist das letzte Prinzip aller philosophischen Begründung, die „letztdefinierte Instanz“. Nur, was auf Grund dieser letzten Instanz als gefordert nachgewiesen wird, ist philosophisch gerechtfertigt. Freilich glaubt H. aus dem abstrakten Gedanken der „Gegenständlichkeit“ recht viel a priori ableiten zu können, z. B. die Notwendigkeit der „Gegebenheit“, des Schlusses und auch der Sinnlichkeit, sogar die Notwendigkeit des Organismus und eines Zentralorgans in ihm (!), weiter Wert, Kultur, Gemeinschaft. — Die Deduktionen scheinen uns freilich wenig zwingend. Es wird in Wirklichkeit das, was als gegeben vorgefunden wurde, nachträglich als a priori notwendig erklärt. Soll denn die menschliche Erkenntnisweise wirklich die einzig mögliche sein? Es geht auch nicht an, nur das als philosophisch gerechtfertigt anzunehmen, was a priori in seiner Möglichkeit und Notwendigkeit durchschaut wird. Unser Verstand ist eben nicht letzter Grund aller Dinge, son-

dern ist mitten hineingestellt in eine Fülle von Seiendem, das er zunächst einfach als „Tatsache“ vorfindet. Gegenüber der „letztdefinierten Instanz“ gibt das H. im Grunde selbst zu, da er sie von der apriorischen Begründung ausschließt.

54. Kraft, J., Von Husserl zu Heidegger. Kritik der phänomenologischen Philosophie. gr. 8^o (124 S.) Leipzig 1932, Buske. M 5.40. — Die Entwicklung der phänomenologischen Schule scheint K. eine absteigende Linie zu sein, von Husserl, der durch seine Wesensschau Philosophie als strenge Wissenschaft begründen wollte, sich aber von Willkürlichkeiten nicht frei hielt, über Scheler, der durch Annahme einer emotionalen Intuition um so leichter geistreiche Einfälle als Wesensintuitionen ausgeben konnte, zu Heidegger, dessen Philosophie durch bloße „Verbaltechnik“ dem ahnungslosen Leser den Schein philosophischen Tiefsinns und vielleicht auch den metaphysischen Schauer verschaffe. Den Grund dieser Auflösung der Philosophie erblickt K. in dem intuitionistischen Ansatz bei Husserl, der naturgemäß „die phantastischsten Sprößlinge aus sich her austreibt“ (55). Anstelle des unmöglichen Intuitionismus will K. die kritische Philosophie Kants in ihrer Ausgestaltung durch Fries und Nelson gesetzt wissen. — Das klar und lebendig geschriebene Buch bietet manche treffende kritische Bemerkung. Bei Heidegger besteht ganz gewiß die Gefahr, daß mancher Leser anstatt wirklichen Verständnisses nur tiefsinnig klingende Worte mitnimmt. Trotzdem scheint uns der Spott und das vernichtende Urteil K.s entschieden zu weit zu gehen. Es können auch nicht alle Überschwenglichkeiten Schelers oder gar Heideggers dem phänomenologischen Ansatz Husserls zur Last gelegt werden, da doch Scheler auch von der Lebensphilosophie, Heidegger von Dilthey und Kierkegaard stark beeinflußt ist. Und wenn die platonisierende Auffassung der Wesensschau bei Husserl unhaltbar ist, so folgt daraus noch nicht, daß auch die gemäßigtere aristotelisch-scholastische Lehre von der unmittelbaren Erfassung des Wesenhaften im Gegenstand der Erfahrung verfehlt und daher jede Metaphysik unmöglich ist.

55. Roland-Gosselin, M.-D., *Projet d'introduction à une étude critique de la connaissance: RevScPhTh* 20 (1931) 673—698. — Wohl in Anlehnung an Thomas v. Aquin (De ver. q. 1 a. 9) schlägt R.-G. in phänomenologischer Analyse des eigenen Denkaktes den einzig möglichen positiven Weg zur Lösung des Erkenntnisproblems ein. Persönliche Voraussetzung dazu ist Unvoreingenommenheit weder für den Idealismus noch für den Realismus. Statt des lähmenden Zweifels soll das Vertrauen auf Erfolg uns lenken. Ausgangspunkt für die Untersuchung müssen die Gegebenheiten des gesunden Menschenverstandes bilden. Aber „nur das darf zurückbehalten werden, was sich uns aufdrängt, sei es als zwingende sozusagen physische Notwendigkeit, ohne welche die Tätigkeit des Geistes stillstehen müßte, sei es, und das wäre noch besser, als ein unwiderstehliches Licht, das die Schritte des Gedankens erleuchtet.“ Die vorläufige Methode besteht darin, daß wir den konkreten Akt unseres Suchens reflexiv analysieren. In einem ersten Resultat wird er sich uns als die Frage offenbaren: Was heißt erkennen? Die bloße Reflexion wird auch schon das Widerspruchsprinzip und meine Abhängigkeit von demselben klarlegen und endlich die Natur des Erkennens als ein „Schauen“ des Subjekts und ein „Erscheinen“ des Objekts aufdecken, wobei jedoch psychologische und logische Schau sich verbinden müssen. Da nicht alle Erkenntnisakte der kritischen Reflexion unterzogen werden

können, so sollten die sinnliche Wahrnehmung, die allgemeinsten Ideen und die ersten Prinzipien die Untersuchung eröffnen. Gleichzeitig muß das Urteil als die vollkommenste Erkenntnistätigkeit den Hauptgegenstand der Analyse bilden. — Möge uns der gelehrte Verf. bald das Buch schenken, zu dem dieser Artikel die Einleitung darstellen soll.

Rast.

56. Forest, A., Du Cheminement de la pensée, par E. Meyerson: RevThom 37 (1932) 431—447. — Meyerson wendet sich entschieden gegen den Positivismus und den mathematischen Idealismus im Sinne der Marburger. Es muß eine ontologische Wirklichkeit geben. Doch besteht ein fundamentaler Gegensatz zwischen dem Realen und dem Rationalen, der sogar in die Vernunft selbst eindringt, ja die Möglichkeitsbedingung ihrer Tätigkeit ist. Die Vernunft strebt danach, alles identisch zu setzen, während die Wirklichkeit eine Vielheit darbietet, welche auch die Vernunft weder überwinden kann noch darf, weil das die Vernichtung des Realen und zugleich der Tod ihrer selbst wäre. Das Ideal der Vernunft ist also notwendig unmöglich, und das ist das erkenntnistheoretische Paradox. — F. stellt dem die scholastische Auffassung gegenüber; der Grund für die Urteilssynthese ist in der Einheit des Seins zu suchen. Die Vielheit hat zwar ihr letztes Fundament in den Dingen, geht aber direkt von der Abstraktion unseres Geistes aus, der nur auf diesem Umwege des Seins habhaft zu werden vermag. Zuletzt macht Meyerson Ergebnisse der Abstraktion zu Dingen und setzt voraus, daß sich das Denken nur auf Dinge richten kann.

Lotz.

57. Masnovo, A., Riprendendo il problema criteriologico: RivFilNeoscol 24 (1932) 137—140. — In der Geyser-Festschrift vertritt Gilson einen methodischen Realismus. Der Realismus der Scholastik ist nicht Ergebnis ihrer Erkenntnistheorie, sondern Folge einer bestimmten Auffassung von Philosophie. Hierzu ist der methodische Idealismus eines Descartes der Gegenpol. Wenn sich auch rein theoretisch über Wahrheit oder Falschheit der beiden Sichten nichts entscheiden läßt, so ist doch allein im Realismus das Heil. Er allein macht uns die Welt des Wirklichen zugänglich und gibt unserem Leben einen Sinn. So ist der theoretische Bereich auf den praktischen basiert. Darin steckt ein Stück Pragmatismus, der sich selbst aufhebt, weil die erste Wahl nicht ohne Voranleuchten des Theoretischen vollzogen werden kann.

L.

58. Simonin, H.-D., Connaissance et similitude: RevScPhTh 20 (1931) 293—303. — Die geistige Erkenntnis als Ähnlichkeit mit dem Objekt läßt sich metaphysisch nur rechtfertigen unter Zugrundelegung der *materia prima* als radikaler Potenz und der Realdistinktion von Wesenheit und Dasein, m. a. W. der Potenz—Akt-Lehre im streng thomistischen Sinne. Denn „so ist der Geist sicher, sich immer in einem zusammenhängenden Ganzen zu bewegen“. — Allerdings ist dieses Ganze wiederum in den etwas engen Rahmen eines bestimmten Systems eingespannt.

Rast.

59. de Vries, J., Zur Frage der Begründung des Kausalitätsprinzips: StimmZeit 123 (1932 II) 378—390. — Wenn vor einseitiger Überschätzung der reflex-philosophischen Gewißheit zu warnen ist, so ist doch deren Unterschätzung ebenso wenig am Platze. Zumal beim Kausalitätsprinzip ist sie nicht nur apologetisch wichtig, sie führt auch zur Kernfrage jeder Philosophie, zur Frage nach der Möglichkeit der Metaphysik als Wissenschaft. Diese hängt davon ab, ob sich apriorische Synthesen rechtfertigen lassen. Das kann in unserem Fall weder durch begriffszergliedernde Zurückführung

auf das Widerspruchsprinzip geschehen, noch können wir uns mit einem irrationalen Postulat begnügen. Es handelt sich vielmehr um eine neue, über das Widerspruchsprinzip hinausgehende Einsicht, in der die wesensnotwendige Zusammengehörigkeit der beiden Inhalte „Kontingentsein“ und „Verursachtsein“ arleuchtet. Lotz.

60. De Raeymaeker, L., *Metaphysica generalis*. 2 Bde: I. *Doctrinae expositio*; II. *Notae historicae*. gr. 8^o (XIV u. 231, VII u. 219 S.) Löwen 1931 u. 1932, „Nova et Vetera“ (E. Warny). Beide Bde zus. Fr 50.— Im ersten Band gibt De R. in einfacher, klarer und übersichtlicher Weise eine Darstellung der scholastischen allgemeinen Metaphysik. Er folgt durchweg der engeren neothomistischen Schule, ohne jedoch gegen andere Auffassungen mit unnötiger Schärfe zu polemisieren. Auf Probleme der modernen Philosophie wird leider kaum je eingegangen. Die Einteilung und Anordnung des Stoffes ist im wesentlichen die übliche: I. *De ente qua tali*, II. *De ente multiplici qua tali* (eine kurze Zusammenfassung dieses zweiten Teiles bietet De R. in *RevNéo-scolPh* 34 [1932] 187—217: *La structure métaphysique de l'être fini*). Man kann sich aber ernstlich fragen, ob die übliche Stoffanordnung nicht doch manche Unzuträglichkeiten mit sich bringt. Wenn man die einleitenden Fragen über Gegenstand, Sinn, Berechtigung und Methode der Metaphysik gründlicher behandelte, würde man z. B. schwerlich die Lehre von der Analogia entis gleich im Anfang bringen, bevor noch das Dasein Gottes und seine wesentliche Verschiedenheit von allem Geschaffenen bewiesen ist. Denn so erscheint diese Lehre nur zu leicht als rein logische Begriffskonstruktion ohne tiefere Bedeutung, zumal wenn auf die tiefgehende Verschiedenheit der Analogie des Seins zwischen Petrus und Paulus und der zwischen Gott und Geschöpf kaum mit einem Wort hingewiesen wird. Mit Recht lehnt De R. die Kantische Definition ab, Metaphysik sei „ein System der bloßen Erkenntnis a priori aus bloßen Begriffen“ (5). Aber es will uns scheinen, diese Ablehnung müßte auch in der ganzen Durchführung mehr zu Tage treten. — Wenn so die „Darlegung der Lehre“ leider keinen großen Fortschritt gegenüber den üblichen neuscholastischen Kompendien bedeutet, so verdienen dagegen die „Notae historicae“, die sich übrigens auch in den Anmerkungen des ersten Bandes schon in reicher Fülle finden, volle Anerkennung. Es ist hier mit wahrem Bienenfleiß eine überaus reiche alt- und neuscholastische Literatur zu den einzelnen ontologischen Fragen zusammengetragen und meistens auch kurz charakterisiert. So ist das Werk ein außerordentlich brauchbares Hilfsmittel für ein tieferes Studium all dieser scholastischen Fragen geworden. de Vries.

61. *Ganzheit und Form*. Vorträge, gehalten auf der Tagung der Deutschen Philos. Gesellschaft Okt. 1930 in Breslau, hrsg. v. Felix Krueger. Sonderdruck aus Blätter f. Deutsche Philosophie 6 (1932). gr. 8^o (160 S.) Berlin 1932, Junker u. Dünnhaupt. M 8.— Kr., der Herausgeber, verlangt eine wahrhaft metaphysische Ganzheitslehre, die aber gerade darum lebens- und lebensnah erscheint. Zugleich zeigt Kr. logische und methodologische Schärfe, indem er z. B. die Ganzheit im Urteil erkennt und die Unterscheidung verschiedener Ganzheitsbegriffe und außerdem verschiedener Allgemeinbegriffe fordert. Hier müßte die Zusammenarbeit mit der auf dem Gebiete reich gerüsteten Scholastik einsetzen. Die mittelalterliche Philosophie war methodisch keineswegs, wie Kr. meint, überrational; auch kannte sie eine andere Seeleneinteilung als Sinnlichkeit und Verstand; ferner

kannte sie für die Geister Individualität und Gefühle, die somit nicht stets an die Materie gebunden sind. Kr. bietet eine gute Kritik Kants, der „Psychologie ohne Seele“, die er auch auf Husserl und Driesch ausdehnt, mancher Gestalttheoretiker, der Psychoanalyse sowie der Klageschen Geistentwertung. — Philosophiegeschichtlich, aber auch methodisch ertragreich sind die Ausführungen von Max Wundt über das Verhältnis von Ganzheit zu Summe, Gestalt, Einheit, Substanz, Zweck und Wert. F. Weinhandl bietet Anregendes über den Bildbegriff der Ganzheit und über das Übergreifen der Ganzheit über Ursache und Wirkung zugleich. Es wenden weiter die Ganzheitsphilosophie an: F. A. v. Schelltema auf die Kunst, G. Ipsen auf die Sprache, E. Dacqué auf die Biologie, F. Hund auf die Physik, E. Diesel auf die Technik. Gemmel.

62. Bonhoeffer, Dietrich, Akt und Sein. Transzendentalphilosophie und Ontologie in der systematischen Theologie (Beitr. z. Förd. chr. Theol., Bd. 34, H. 2) 8^o (158 S.) Gütersloh 1931, Bertelsmann. M 5.— — In der Transzendentalphilosophie ist Gott nur reiner Akt und damit in Gefahr, mit dem Ich oder der Vernunfttätigkeit identifiziert zu werden. In den ontologisch gerichteten Systemen bleibt das Sein entweder letztlich bewußtseinsimmanent oder der Mensch kann wegen der *analogia entis* doch schon als Sünder über das Sein verfügen und zu einem wahren Selbstverständnis kommen. Somit sieht sich B. gedrängt, die Gemeinde, die mit Christus gleichgesetzt wird, als Subjekt und Objekt des Glaubens des Einzelnen anzunehmen, ohne allerdings seinen Gemeindebegriff seismäßig verankern zu können. Diese Lösung, die zur Voraussetzung den protestantischen Erbsünde-begriff hat und die Möglichkeit einer vortheologischen Philosophie leugnet, leidet an dem Fehler aller dieser Versuche. Sünder und Gerechtfertigter haben nichts mehr gemeinsam, keine Analogie. Trotzdem sieht man sich genötigt, Begriffe aus untheologischen Systemen zu übernehmen, obschon ja prinzipiell eine Verständigung ausgeschlossen sein sollte, auch der Notbehelf „eines gewissen formalen Vorverständnisses“ (148). In der Auffassung des Wissens als eines Habens, Verfügenkönnens, in dem Mißverständnis des Verhältnisses zwischen abstraktem Allgemeinbegriff und dem konkreten Einzelnen (59) zeigt es sich, daß man den bekämpften Idealismus nicht überwunden hat. Das Ergebnis sind Konstruktionen psychologischen Inhalts, die doch nicht psychologisch sein sollen (z. B. 137 t.) und die das Gezwungene dieser Spekulationen zeigen. Brunner.

63. Leese, Kurt, Die Krisis und Wende des christlichen Geistes. gr. 8^o (XV u. 420 S.) Berlin 1932, Junker u. Dünnhaupt. M 17.50; geb. M 20.— — Diese „Studien zum anthropologischen und theologischen Problem der Lebensphilosophie“ gehen aus von J. Böhme und verfolgen die Entwicklung der Lebensphilosophie bis auf unsere Tage, wo sie mit zu den mächtigsten philosophischen Zeitströmungen gehört. Behandelt sind u. a. Schelling, Carus, Bachofen, Nietzsche, Bergson, Simmel, Scheler, Klages. Das Übereinstimmende ist die Betonung des organischen Lebens in seinem Drang, der aus unbewußten, erdhaften Tiefen aufsteigt, in seinem Einfluß auf den Geist, von dem es wesentlich verschieden ist, wenn es nicht als Gegensatz zu ihm gedacht wird, zugleich mit einer nicht überall gleichen Abwertung des Geistes gegenüber dem Leben. Im Gottesbegriff spiegelt sich dies alles in der Lehre von der „Natur“ in Gott. — Für die stark in Abhängigkeit vom Idealismus und neukantianischen Formalismus geratene protestantische

Theologie — L. spricht nach der Gepflogenheit vieler protestantischer Theologen von christlich, wo er nur protestantisch meint — bedeutet dieser neue Sinn für das Leben sicher eine Krise, wenn auch wohl nicht in dem Ausmaße, wie L. es annimmt. Sein Christentum ist völlig abhängig von radikaler Bibel- und Dogmenkritik. Darum mündet auch sein eigener Beitrag zur Frage in dem freischwebenden „autonom-theonomen Pathos der Freiheit und des Glaubens“. Der Wert des Buches liegt unstreitig in seinem geschichtlichen Teile.

64. Jolivet, Régis, *Études sur le Problème de Dieu dans la Philosophie contemporaine*. 8^o (240 S.) Paris 1932, E. Vitte. Fr 24.—. — In verschiedenen Abschnitten setzt sich J. mit der Philosophie von Brunschvicg, Parodi und Th. Ruyssen auseinander. Brunschvicg vertritt einen an manche neukantianische Schulen erinnernden Idealismus des in der Wissenschaft sich seine Welt schaffenden Bewußtseins; Parodi einen Pantheismus des reinen Denkens. Ruyssen ist Realist, kommt aber in seiner Religionsphilosophie der Schelerschen Unterscheidung zwischen rein metaphysischem *ens a se* und religiösem *summum bonum* mit entsprechend verschiedenen Zugangswegen sehr nahe; außerdem leugnet er die Persönlichkeit Gottes.

65. Jolivet, Régis, *La Philosophie Chrétienne et la Pensée Contemporaine*. 8^o (VI u. 226 S.) Paris 1932, P. Téqui. Fr 15.—. — In etwas populärerer Weise werden hier dieselben Fragen und ungefähr dieselben Autoren behandelt wie im eben besprochenen Werk. Dem modernen Philosophieren wird die Scholastik in ihren Grundzügen gegenübergestellt und eine Übersicht gegeben über die wachsende Beachtung, die sie im heutigen Denken Frankreichs findet.

66. Braun, L., *Die Persönlichkeit Gottes. Eine Auseinandersetzung zwischen Eduard von Hartmanns Philosophie des Unbewußten und dem kritischen Theismus*. (Schriften der Elsaß-Lothringischen Wissenschaftlichen Gesellschaft zu Straßburg. Reihe B. Theologie und Philosophie.) 2 Bände. Lex.-8^o XV u. 200 S.; 201 S.) Heidelberg 1929 u. 1931, Winter. M 6.30 u. M 7.—. — Das mit kirchlicher Druckerlaubnis erscheinende Werk lag bereits 1909 vollendet vor. Verschiedene Umstände verzögerten die Drucklegung um 20 Jahre. Der Verf. hat den guten Plan, „die Einwände Hartmanns gegen den theistischen Gottesbegriff vollzählig zusammenzustellen“ und darüber hinaus auch „Hartmann als Typus einer ganzen Geistesrichtung innerhalb der Philosophie zu behandeln“ (I S. VIII). Es ist ein großes Verdienst des Verf., so in die pantheistischen, pessimistischen und (sachlich) bisweilen gotteslästerlichen Gedankengänge und Aussprüche v. Hartmanns hineingeleuchtet zu haben. Der I. Band, der „das Problem der Persönlichkeit Gottes im Lichte der theoretischen Philosophie im allgemeinen“ behandelt, bringt die Einwände Hartmanns gegen Selbstbewußtsein und Persönlichkeit Gottes, die allerdings zum Teil recht massiv sind, z. B. daß das Bewußtsein notwendig mit Sinnlichkeit verbunden sei (65). Außerdem werden die Möglichkeiten einer absoluten Persönlichkeit und die Vorzüge des persönlichen über den unpersönlichen Geist entwickelt und der Beweisversuch für einen unpersönlichen Weltgrund zurückgewiesen. Der II. Band zeigt, wie die Religionspsychologie, die Religionsmetaphysik, die Religionsethik und schließlich auch die religiöse Kunst die Persönlichkeit Gottes fordern. — Einige Ausstellungen betreffen

mehr die Sprechweise als die Sache, womit ich nicht sagen will, daß ich alle Sätze des Verfassers unterschreibe. Er sollte Gott nicht als *causa sui* bezeichnen (I 54 118 usw.; II 57 107). Eher sollte es *ratio sui* heißen, wenn der richtige Gedanke ausgedrückt werden soll, daß „Gott den Grund seines Daseins in sich selbst“ hat (II 57). Der Satz: „Sobald man aber den Kontingenzbeweis und damit die zwingende Geltung des kausalen Schließens anerkennt, ist es nur grobe Inkonsequenz, den Begriff einer *causa sui* zu verwerfen“ (II 57), legt den Verdacht nahe, daß der Verfasser eine nicht ganz richtige Formulierung des Kausalgesetzes vor Augen hat. Man kann nicht sagen: „Alles hat seine Ursache“ im Sinne von Wirkursache; wohl: „Alles hat seinen Grund.“ Die aus der Entstehungszeit des Werkes erklärliche oftmalige Zitierung von Schell erklärt auch die Vorliebe für den Ausdruck *causa sui*. Man könnte, wenn Mißverständnisse verhütet würden, Gott allenfalls *causa sui* nennen im Sinne von „seinetwegen“, *εαυτου ενεκα*. Vgl. Thomas, S. th. 1 q. 83 a. 1 ad 3. An einer Stelle scheint der Verf. Individualität als notwendig endlich zu fassen; so kann er dann Gott die Individualität absprechen: „Bei diesem [bei Gott] ist also Persönlichkeit nur denkbar ohne Individualität“ (I 83). Das Wort Erlösung hat in der Theologie seinen bestimmten Sinn. Es sollte nicht so einfachhin in die Philosophie übertragen werden. Zur Erleichterung des Verständnisses wünschte man bisweilen etwas mehr klare Systematik und Übersichtlichkeit.

Deneffe.

67. Teixidor, L., Del concurso inmediato de Dios en todas las acciones y efectos de sus criaturas: *EstudEcl* 11 (1932) 190 bis 227. — Nachdem T. schon in einem früheren Artikel (vgl. *Schol* 6 [1931] 144) seine These aus *De pot.* q. 3 a. 7 belegt hatte, sucht er sie jetzt noch aus anderen Thomastexten zu erhärten, die er in 8 Gruppen ordnet; 4 davon werden hier aufgeführt. Es sind die Stellen, welche direkt vom göttlichen Konkurs und von Gottes Mitwirken bei der Sünde sprechen, die von den mit Hilfe der Gnade gesetzten Werken handeln, in denen es um das Mit-Tätigsein von zweiten Ursachen geht. Das ganze Material glaubt T. im Sinne der unmittelbaren Mitwirkung Gottes auslegen zu müssen. Die aus den Texten der letzten Kategorie sich erhebende Schwierigkeit löst er durch die Unterscheidung zwischen der Ordnung des eigentlichen Konkurses und derjenigen der Vorsehung. — Uns will scheinen, daß die bei Thomas grundlegende Unterscheidung zwischen der *immediatio suppositi* und der *immediatio virtutis* nicht genug beachtet wird. Sie wäre besonders wichtig für die Auslegung des vom Verfasser sehr hervorgehobenen Kapitels C. gent. 3, 70.

Lotz.

68. Rosenmöller, Bernh., *Religionsphilosophie*. gr. 8^o (VIII u. 168 S.) Münster (Westf.) 1932, Aschendorff. *M* 7.70; geb. *M* 8.90. — Das Wichtigste von dem, was man in einer klar geschriebenen Theodizee sucht (ich nenne z. B. Hontheim in der *Philosophia Lacensis*), findet man auch bei R. Überall fußt er auch auf den gleichen, soliden Grundsätzen. Mit guter Einfühlung in deutsche Denkweise sind vielfach gewandte Ausdrücke geprägt. Ein Ausgehen von der heutigen positiven Psychologie (Fröbes, *Psychologia speculativa* Bd. II S. 1—118), die in Anlehnung an die Sinneswahrnehmungen auch die Verstandesurteile unserm Begreifen näher rückt, würde manch positiv Gebildetem eher zusagen, als die *Illuminatio* des hl. Bonaventura, die zum Empirischen zwar nicht im Gegensatz steht, aber allsogleich in die höchsten Höhen klimmt und wie die gesamte platonische Philosophie die reelle Unterlage

nicht so berücksichtigt wie Aristoteles, Thomas und die moderne Empirie. Bruders.

69. Getzeny, H., Kritische und katholische Religionsphilosophie: Catholica 1 (1932) 133—138. — Verf. sucht in den beiden Büchern von Oskar Bauhofer (Das Metareligiöse, Leipzig 1930) und von Bernhard Rosenmöller (Religionsphilosophie, Münster 1932) insofern eine Verwandtschaft aufzuweisen, als beide mit Recht sagten: „Auf metaphysischem Wege gelingt es nicht, das Wesen der Religion zu bestimmen.“ Weiter heißt es: „... die Religion hat ihre Gewißheit im Glauben“. — Das kann von der übernatürlichen Religion verstanden werden; ist aber, so wie es liegt, mißverständlich. Die Möglichkeit einer natürlichen Gotteserkenntnis und damit einer natürlichen Religionserkenntnis ist definierte Glaubenslehre. Kösters.

4. Naturphilosophie. Psychologie.

70. Jansen, B., Naturphilosophie und Naturwissenschaften: PhJb 45 (1932) 261—289. — Die Entfremdung zwischen Naturwissenschaft und Philosophie, namentlich scholastischer Philosophie, ist nicht als eine unvermeidliche Tatsache anzusehen, mit der man sich eben abfinden muß, sondern ist aus zeitgeschichtlich bedingten menschlichen Beschränktheiten zu verstehen. Einerseits sperrte sich die scholastische Philosophie, besonders im 16.—18. Jahrhundert, in allzu starrem Festhalten an Aristoteles und Mangel an Verständnis für experimentelle Forschung gegen die Ergebnisse der aufblühenden Wissenschaft ab, anderseits verachteten die Begründer der neuen Naturwissenschaften ebenso einseitig die scholastische Philosophie als totes Bücherwissen und leugneten in rein positivistischer Geisteshaltung die Berechtigung, nach tieferen immanenten Seinsgründen zu fragen. Das rechte Verhältnis von Naturwissenschaft und Naturphilosophie ist aber noch immer grundsätzlich dasselbe, wie es schon Aristoteles erkannt hat: Die durch empirische Forschung festgestellten konstanten Erscheinungen sucht der Philosoph wesenhaft zu erfassen und von ihnen auf das Wesen der zugrundeliegenden Substanz zu schließen. Freilich muß in unserer Zeit die Naturphilosophie von den mit viel feineren Methoden erarbeiteten Ergebnissen der modernen experimentellen Forschung ausgehen. Die heutige Naturwissenschaft bietet z. B. keine Tatsache, die zu ihrer Erklärung eine *mutatio substantialis* in den anorganischen Körpern verlangte. de Vries.

71. Moser, Simon, Grundbegriffe der Naturphilosophie bei Wilhelm von Ockham. Kritischer Vergleich der *Summulae in libros physicorum* mit der Philosophie des Aristoteles. (Phil. u. Grenzwiss. IV 2/3). gr. 8^o (VIII u. 176 S.) Innsbruck 1932, Rauch. M 6.— Bei Ueberweg findet sich die Bemerkung, daß das gegenseitige Verhältnis der drei Ockham zugeschriebenen naturphilosophischen Traktate noch zu untersuchen sei. Solche Aufgabe setzt als Vorarbeit gründliche Inhaltsuntersuchung der drei Schriften voraus, und diese leistet M. hier hinsichtlich der am leichtesten zugänglichen „*Summulae in libros physicorum*“. Die Ockhamschen Lehren werden hauptsächlich am Maßstab der aristotelischen und scholastischen Naturphilosophie gemessen, da es nicht angehe, moderne Fragestellungen an mittelalterliche Autoren heranzutragen. Dank dem tiefen Verständnis M.s für Aristoteles ist die gewählte Methode glücklich und fruchtbar. Allerdings fällt dabei auf Ockham nur selten, z. B.

bei der Erklärung der Kausalität des *finis*, ein günstiges Licht. Es werden ihm mancherlei Oberflächlichkeiten, Versäumnisse, Fehlbe-weise und Umbiegungen nachgewiesen. Der Nominalismus Ockhams spielt dabei eine nur sehr untergeordnete Rolle. Recht klar wird herausgestellt, durch welche Abweichungen von Aristoteles und der Hochscholastik Ockham zu einem Vorläufer des Empiris-mus des 17. Jahrhunderts geworden ist, und man gewinnt nicht den Eindruck, daß damit sachlich für Ockham ein Verdienst verbunden sei. — Die vier Abschnitte der Schrift: Die Prinzipien des Wer-dens, die vier Ursachen, die Bewegung, die Zeit, enthalten verschie-dene, teils längere, teils kürzere philosophische Einzeluntersuchun-gen und verleihen ihr einen über das gesteckte Ziel hinausgehenden, allgemeinen Wert.

H. Schmitz.

72. Dingler, Hugo, Der Glaube an die Weltmaschine und seine Überwindung. gr. 8^o (48 S.) Stuttgart 1932, Enke. M 2.50. — Münchner Rundfunkvorträge, in denen D. in kurzer Form die Ergebnisse seiner 30jährigen philosophischen Forschungsarbeit dar-legt. Die bekämpfte „Weltmaschine“ ist nicht bloß etwa das Welt-bild des Materialismus, sondern auch das, was gesunder philoso-phischer Realismus unter strengem physikalischem Determinismus des anorganischen Kosmos versteht. Nach D. ist Physik in ihren zentralen Teilen niemals in erster Linie ein Beschreiben, sondern vielmehr ein „Machen“, ein reales manuelles Machen und Herstellen der Meßapparate und ein geistiges Kombinieren der Form-ideen, nach denen dieses Machen erfolgt (36). Die Induktion als Grundlage der Naturwissenschaft wird verworfen (37 ff.). — D.s philosophisches System ist ein eigentümlicher Konzeptualismus, der u. E. an einer entscheidenden Stelle inkonsequent wird, indem das Vertrauen in die Meßapparate schließlich doch auch auf Induktion beruht.

Schm.

73. Gruender, Hubert, S. J., Experimental Psychology. 8^o (455 S.) Milwaukee 1932, Bruce. Doll 2.50. — Die Kapitel dieser neuen Psychologie behandeln: 1. das Objekt der Psychologie; 2. die Empfindungen im allgemeinen; 3. und 4. die Farbenempfindun-gen; 5. die Gehörsempfindungen; 6.—8. die visuelle Raumwahrneh-mung; 9. die Phantasie; 10. das Gedächtnis; 11. die Aufmerksamkeit; 12. und 13. den Instinkt; 14.—16. die Gedanken; 17. den Willen. Die Eigenart des Buches erhellt am besten aus den Fragen, auf die es besonders tief eingeht. Bei den Farbenempfindungen treten in den Vordergrund die psychologische Ordnung der Farben in einem System, die Farbenmischung und besonders der Simultan-contrast, über den eigene Untersuchungen mitgeteilt werden. Verf. vermutet, daß der Contrast eine reine Hemmungserscheinung sei. Besonders inhaltreich ist die Darstellung der Gehörsempfindungen. Der Unterschied von Ton und Geräusch wird darin neu bestimmt, daß nur beim Ton die Höhe genau angegeben werden kann, nicht beim Geräusch. Es wäre verdientlich, diesen Unterschied auch quantitativ sicherzustellen. Die Eigentümlichkeiten aller verwend-baren musikalischen Töne werden in einem musikalischen Nomo-gramm übersichtlich geordnet. Für die einäugige Betrachtung wird das Entfernungsehen, wie üblich, aus den empirischen Faktoren erklärt. Die Richtung, in der das Objekt gesehen wird, ist dagegen die Gerade, die vom Netzhautpunkt durch das optische Zentrum nach außen führen würde, mithin die wirkliche Richtung des Ob-jektpunktes. Die seit Hering und Helmholtz allgemein anerkannte Identität der Sehrichtungen wird als Sonderbarkeit für gewisse anomale Fälle hingestellt. Diese Darstellung wird zweifellos kei-

nen Anklang in der Wissenschaft finden. — Von S. 240 an wiegen die philosophischen Erörterungen vor. Für die Erklärung des Instinktes genügt die Intelligenztheorie nicht, trotz der blendenden Versuche W. Köhlers. Man muß auf angeborene sinnliche Triebe und Gefühle zurückgreifen. Fast 100 Seiten sind der Wesensart der Intelligenzakte gegenüber den Vorstellungen gewidmet. Der stetige Wechsel der Vorstellungen bei gleichbleibendem Gedanken beweist den Unterschied. Das letzte Kapitel behandelt die Eigenart des Willensaktes und die Willensfreiheit, die wir an dem aktiven Eingreifen des Ich direkt erleben sollen; dieser Punkt läßt allerdings manche Einwände zu. — Nach dem Gesagten beabsichtigt das Buch, die wichtigsten Ergebnisse der experimentellen Psychologie vorzuführen, besonders solche, die für die Philosophie von großer Bedeutung sind. Deshalb wird es auch dem scholastischen Philosophen sehr wertvoll sein. Fröbes.

74. Lindworsky, J., Theoretische Psychologie im Umriß, 4. Aufl. gr. 8^o (110 S.) Leipzig 1932, Barth. M 5.—. — Der Text der neuen Auflage des in Schol 2 (1927) 153 eingehend besprochenen und empfohlenen Büchleins ist nur um 4 Seiten gewachsen, die fast ganz auf die Verteidigung der Assoziationstheorie des Verf. kommen. Ich erwähne deshalb nur kurz die wenigen Punkte, bei denen ich schon das vorige Mal Ausstellungen machte. L.s Ablehnung der höheren Gefühle ist unverändert geblieben. Die Streitfrage wird ja unterdessen anderswo ausgetragen. Auch seine neue Erklärung der Relationserkenntnisse hat keine Veränderung gefunden; es wird deshalb nützlich sein, auch diese Theorie an anderer Stelle einer eingehenden Besprechung zu unterwerfen. Dagegen sucht die Schrift einige Einwendungen gegen L.s Resonanzklärung der Assoziationen zu beantworten. Ich kann hier nur kurz sagen: Ich sehe nicht, daß diese Antwort mit den Prinzipien dieser Theorie vereinbar ist. Die Betonung der Gesamtbetrachtung paßt nicht zu einer Lehre, die aus der bloßen Summe von Elementen, die unabhängig voneinander wirken, erklären will. Das teleologische physiologische Geschehen ist nicht rein physikalisch erklärbar, um so weniger das sinnliche Geschehen. Diese Aussetzungen treffen übrigens nur einen kleinen Teil des wertvollen Buches. F.

75. Jaensch, E. u. Kleemann, R., Über das Aubert-Förstersche Phänomen: ArchGsmPsych 84 (1932) 521—571. — Wenn nahe kleine und fernere große Objekte an der Peripherie des Gesichtsfeldes gesehen werden und auf der Netzhaut denselben Raum einnehmen, so werden die nahen Objekte noch weiter außen erkannt als die ferneren. J. hatte das vor Jahren so erklärt, daß bei den großen Objekten die Aufmerksamkeit ein größeres Gesichtsfeld zu umspannen habe und deshalb eher versage. Manche unterdessen dazugekommene Untersuchungen, die die früheren Befunde teils bestätigen teils bekämpfen, werden nachgeprüft und vervollständigt. Abweichungen werden darauf zurückgeführt, daß die Aufmerksamkeit sich auf ein kleineres Gebiet konzentriere. In anderen Fällen habe das gleiche Ergebnis eine andere Ursache, wie den Einfluß des Gedächtnisses oder des Ganzheitseindrucks. Wertvoll ist die Vermehrung der Tatsachen. F.

76. Jaensch, E. u. Wiegand, F., Die Beziehung von Kontrast und Transformation: ArchGsmPsych 85 (1932) 95—136. — Kontrast nennt man es, wenn eine farbige Fläche durch eine benachbarte andersfarbige verändert erscheint; da denkt man gewöhnlich an eine Nervenwirksamkeit. Transformation ist es, wenn ein beschattetes (beleuchtetes) Objekt sehr viel weniger verändert er-

scheint, als man nach den physikalischen Verhältnissen erwarten sollte: das Phänomen der Farbenkonstanz. Hierbei spielen Auffassung, Erinnerung, kurz zentralere Faktoren mit. Jaensch neigte immer dazu, den Kontrast der Transformation einzuordnen. G. E. Müller hat manche seiner Beweise angegriffen. Hier wird für einige Fälle die Widerlegung anerkannt, aber der Parallelismus beider Erscheinungen in neuer Weise nachgewiesen. Andere Einwände werden durch eigene oder fremde Versuche widerlegt. Graduelle Unterschiede beider Erscheinungen werden nicht gelegnet, aber sie sollen das Hauptgesetz des Parallelismus nicht berühren, sondern es bloß durch andere Gesetze kreuzen. F.

77. Pauli, R., Zur Methodik der Gedächtnispsychologie: ArchGsmtPsych 85 (1932) 41—94. — Eine Neuordnung der Gedächtnismethoden. Die Oberteilung ist in Reproduktions- und Wiedererkennungsmethoden. Bei den ersteren ist der Unterschied wesentlich, ob der Stoff ganz erlernt sein muß (wie beim Ersparnisverfahren) oder ein Anfang genügt (wie bei der Methode der behaltene Glieder). Die Wiedererkennungsmethode wird hier weiter durchgearbeitet und als Eigenes eine Spurenmethode beigefügt, die das Angeeignete nach allen Richtungen auswertet. Weitere Beiträge behandeln die Frage des besten Lernstoffes und eines universalen Gedächtnisapparates. F.

78. Brunswik, E. mit L. Goldscheider u. Elise Pilek, Untersuchungen zur Entwicklung des Gedächtnisses: Beiheft 64 zu ZAngewPsych (158 S.). — Das Beiheft enthält zwei experimentelle Untersuchungen nebst einer theoretischen Verarbeitung. Goldscheider untersucht das sprachliche Gedächtnis der 6- bis 18jährigen. Das mechanische Gedächtnis beim Lernen von 6 sinnlosen Silben oder einfachen Wörtern steigt mit dem Alter, aber mit Höhepunkten und Rückgängen, die für die Verschiedenheit der Geschlechter bezeichnend sind. Das mechanische Gedächtnis wird mit dem sinnhaften verglichen bei einem Gedicht, bei Vokabeln, bei Gedankenpaaren. Die Entwicklung geht vom rein mechanischen Behalten zum Erfassen von Gestalten und endlich von Sinnzusammenhängen; jede Gedächtnisfunktion hat ihren besonderen Höhepunkt. — Pilek untersucht das gegenständlich-anschauliche Gedächtnis. Geprüft wird das Behalten einer Reihe von Bewegungen, von Figuren und von Farben; dann in sinnvollen Reihen das Behalten einer in Bildern gesehenen Geschichte, von gesehenen Gegenstands-paaren, von einer Reihe von Aufträgen, die an ein Bild geknüpft sind. Beim Behalten der Farben überwiegen die Mädchenleistungen, bei den Figuren die der Knaben. Die Kurven für Materiallernen erreichen schon mit 12 Jahren ihren Höhepunkt, bei den Gestalten dauert der Anstieg länger, bei sinnvollem Material beständig. — Die theoretische Verarbeitung durch den Leiter Brunswik bringt neue wertvolle Beiträge zur Methodik, wie man derartige Kurven vergleichen, die Zuverlässigkeit eines Ergebnisses messen kann. Sachlich bestätigt sich die Hierarchie von mechanischem Lernen, Gestaltenlernen, sinnvollem Lernen, die Überlegenheit des sprachlichen vor dem anschaulichen Gedächtnis. Im Ganzen wird den Mädchen das bessere Gedächtnis zugeschrieben, was ihrer empirischen Begabung entspreche. Die Arbeit bringt neues Leben in die lange brach liegende Assoziationspsychologie. F.

79. Wenzl, Al., Empirische und theoretische Beiträge zur Erinnerungsarbeit bei erschwerter Wortbildung: ArchGsmtPsych 85 (1932) 181—218. — Aus vielen gelegentlichen Beobachtungen wird das Suchen nach einem vergessenen Wort geschildert. Es helfen

mit der Klang des Wortes, der einfällt, und besonders der Sinngehalt. Aus dem, was kommt, wird sofort versucht, ein Ganzes zu bilden, was zunächst oft falsch ist. W. weist die psychoanalytische Erklärung zurück. Die materielle Erklärung der Assoziationsbildung sei durch Becher überwunden; das Körperliche und Psychistische müssen zusammenwirken. — Es ist erfreulich, daß solche Gedanken an Boden gewinnen. F.

80. Kuhr, Victor, Ästhetisches Erleben und künstlerisches Schaffen. gr. 8^o (VIII u. 143 S.) Stuttgart 1929, Enke. M 8.—; Lw. M 9.50. — Verf. vereinigt eine seltene Kenntnis der ästhetischen Literatur mit der psychologischen. Im künstlerischen Schaffen ist ihm das erste ein Gefühl, das nach seiner anschaulichen Darstellung drängt; wesentlich ist sodann die technische Fähigkeit, das innere Bild im Kunstwerk möglichst vollkommen nachzubilden. Wer das Kunstwerk genießt, erlebt die Offenbarung von etwas Innermenschlichem, nämlich vom Gefühlsleben des Künstlers, das sich durch nichts anderes genauer beschreiben läßt als durch das Kunstwerk selbst; dieses Verständnis weckt eine hohe Freude, eben den künstlerischen Genuß. Besonders das 4. Kapitel führt die Stadien des künstlerischen Schaffens im einzelnen packend durch. Die Nachbildung geht nicht, wie die Künstler oft selbst meinen, auf die reine Natur, sondern auf das innere Bild; man bildet die Natur ab, wie das Gefühl sie einem zeigt. — Das schöne Buch vereinigt in mancher Hinsicht das Beste und Tiefste, was die bisherige Forschung bereitgestellt hat. Auch wo man den Ausführungen nicht folgen kann, gewinnt man immer reiche Anregung. So wäre ich geneigt, das Gefühl, aus dem alles Schaffen abgeleitet wird, nicht im engeren psychologischen Sinn zu verstehen, sondern im weiteren Sinn des Sprachgebrauches, etwa eine gefühlsgeladene Erkenntnis, das Schema eines Bildes, einer Melodie, mit dem Drang, darin gewisse Seiten in originaler Weise zum Ausdruck zu bringen; dieses Schema ist äußerst lückenhaft, enthält vielfach mehr gedankliche Probleme, Forderungen, mit dem Material etwas Bestimmtes zu machen. Die innere Ausbildung ist dann die Gewinnung der Einzelheiten, die den Plan möglichst packend zum Ausdruck bringen, so daß der Genießende dasselbe erlebt, davon ergriffen wird und die Kunst bewundert, die das erreicht hat. Der gut vorbereitete Leser wird aus dem Buch viel lernen. F.

81. Lersch, Philipp, Gesicht und Seele. 8^o (168 S., 191 fotogr. Aufnahmen und 8 Abbildungen.) München 1932, Reinhardt. M 6.50; Lw. M 8.50. — Diese Neudarstellung der Mimik fußt auf reichem Filmmaterial, verbunden mit der Charakterschilderung der Personen. Verf. kennt genau die klassische Darstellung der Lehre und setzt sich bei jedem einzelnen Zug mit ihr auseinander; nicht selten werden so Verbesserungen oder Vertiefungen erreicht, die überraschen. Die vorausgesetzte Psychologie ist nicht immer die gewohnte. Einzelheiten. Die Mimik der Augen: Das weit geöffnete Auge gilt der Zuwendung zur Außenwelt, während das verhängte Auge (herabhängendes Oberlid) darauf verzichtet; das schlitzartig verengte (abgedeckte) Auge dient der scharfen Beobachtung. Der Blick nach oben ist Abwendung von der nächsten Umwelt; der Blick von unten ist eine verhaltene Zuwendung zu diesen Objekten; ähnlich der seitliche Blick. Die Mimik der Stirn: die horizontalen Stirnfalten dienen dem Einströmen von Reizen, die vertikalen Stirnfalten der gespannten Erwartung, die Notfalten vereinigen beides. Die Mimik des Mundes: Der zusammengepreßte Mund der Entschiedenheit wird genauer auf Ablehnung des Spre-

chens bezogen; der offene Mund auf mangelnde Energie; der bittere und süße Zug auf das Unangenehm- oder Angenehm-Berührtsein (ein nicht ganz klarer Begriff), als habitueller Zug auf das passive Genießen. Das Senken der Mundwinkel beweist Unfroheit; bei dem Lachen werden die vielen Abarten gut gewürdigt. Sehr lehrreich sind die vielen Nebenbemerkungen über Zusammenhänge, besonders aber die Deutung der Filmbilder, aus denen der Leser viel Nutzen gewinnt.

82. Rohrach er, Hub., Theorie des Willens auf experim. Grundlage (ZPsych Erg. Bd. 21). 8^o (X u. 194 S.) Leipzig 1932, Barth. *M* 10.—; geb. *M* 12.40. — Die Arbeit aus der Schule von Erismann führt die experimentelle Willensforschung erheblich weiter. Originell sind R.s Methoden, die sehr starke Willensakte erzielen; so schon die Forderung, den Arm ausgestreckt zu halten, so lange es irgendwie möglich ist, was stellenweise bis zur Erschöpfung durchgeführt wurde; der Kampf zwischen Ermüdung und elektrischem Schmerz usw. Zu den Hauptergebnissen gehört, daß die Unlust der Ermüdung zunächst den Willen zum Widerstand steigert, bei sehr großer Intensität ihn aber später schwächt. Dem eigentlichen Wollen (nach einer Wahl) ist ein Aktivitätsbewußtsein eigen, das beim passiv anmutenden Trieb fehlt. Sehr eingehend entwickelt Verf. eine Theorie der Motivation auf deterministischer Grundlage. Es werde sich, meint er, wie überall in der Natur, auch im Streben des Menschen immer das Stärkere durchsetzen. Das verkennt die einzige Stellung, die der Mensch auch in anderem über der sonstigen Natur hat, wie ja auch in den Verstandesleistungen. Beim Kampf der Motive werden die angeborenen Triebe oder Strebungen von den durch die Lebenserfahrung gebildeten Dispositionen, den persönlichen Tendenzen, unterschieden. Das eigentliche Wollen ist für R. das Durchdringen der Persönlichkeit, d. h. daß die persönlichen Tendenzen sich als stärker erweisen und durchsetzen. Indessen würde darin nicht mehr Aktivität liegen als im Durchdringen der Triebe; die Bildung der sog. persönlichen Tendenzen geschah ja ebenso zwangsmäßig wie die der Triebe, beim Menschen nicht anders als beim Tier. — Die Lehre der Willensfreiheit leugnet keineswegs das Bestehen einer Ursache für den Willensakt, sondern nur die notwendig ablaufende Ursache. Die eigentliche Ursache ist in der Freiheitslehre und in ihr allein das Ich, die Persönlichkeit; das Ich wird von den Motiven stark beeinflußt, aber es bleibt Herr der Entscheidung, es kann auch dagegen entscheiden. Nur so ist das Aktivitätsbewußtsein verständlich, das dem Tier fehlt. — Übrigens machen diese hier angegriffenen Ausführungen nicht die Hauptsache des wertvollen Buches aus, das der Psychologe mit großem Nutzen lesen wird. So ist gut durchgeführt, daß die Willensstärke eine Sache der unmittelbaren Erfahrung ist.

83. Dybowski, M., How types of will change: *Kwartalnik Psychologiczny* 2 (1931). — Verf. untersuchte 36 Personen durch Fragen über ihr Willensverhalten bei 20 Handlungen des alltäglichen Lebens, über Motive, Hemmungen, Anstrengung, Gefühle, Freiheitsbewußtsein, Zeit, Anstrengung usw. Daraus werden 6 Formen des Willensprozesses von wachsender Komplikation entwickelt; ähnlich werden in der Ausführung 5 Formen abgegrenzt. Die Untersuchung gipfelt in 4 Willenstypen, die den 4 Temperamenten bei Ach entsprechen. 6 Jahre später wiederholte D. seine Untersuchung bei 18 der früheren Personen und stellte fast regelmäßig einen Fortschritt des Willens fest. Der Endergebnisse sind auf

diesem Gebiet einstweilen noch wenige, aber die Möglichkeit eines Eindringens läßt mehr erhoffen. F.

84. Schneckenburger, H., Die Altersentwicklung und Milieubedingtheit des sozial-ethischen Verständnisses beim proletarischen Kind: *ZAngewPsych* 42 (1932) 369—447 u. 43 (1932) 55—82. — Geprüft wurden Schüler aller Volksschulklassen an einer Schule proletarischer und einer nicht-proletarischer Kinder. Bei drei Bildern, die Rohheitsakte darstellten, hatten die Kinder anzugeben, was sie darüber dächten und welches die Gründe des Urteils seien. Die Mißbilligung der dargestellten Handlung überwiegt bedeutend, und das nimmt mit dem Alter zu. Nur können die Kleinen keinen weiteren Grund angeben. Die Größeren nennen verschiedene Gründe, die man in die aufsteigende Reihe einordnen kann: egoistische Gründe, wie Strafe oder Belohnung, altruistische Gründe wie Rücksicht auf die Eltern, auf die Gemeinschaft, schließlich Entscheidung wegen des autonomen Gewissens. Mit dem Alter wächst das Verständnis der Handlung, das Übersehen ihrer Folgen, die Höhe der Motive für ihre Verurteilung. Der Unterschied des Milieus war ein gradueller: das proletarische Kind hatte mehr Erfahrungen für die Handlungen, aber bei ihm wogen die niederen Motive vor; die Überlegenheit der nicht-proletarischen Kinder lag besonders auch an der größeren Fertigkeit, sich auszudrücken. F.

85. Wolff, Werner, Selbstbeurteilung und Fremdbeurteilung im wissentlichen und unwissentlichen Versuch: *PsychForsch* 16 (1932) 251—328. — Verf. läßt aus verschiedenen Äußerungen einer Person ihren Charakter beurteilen; besonders eingehend aus der Stimme, auf Grund eines kleinen Satzes, der in einen Phonographen gesprochen war. Die Charakteristiken der verschiedenen Beobachter waren überwiegend zusammenstimmend. Die Beschreibung der eigenen Stimme, die nicht als eigene erkannt wurde, war in der Regel günstiger als die Durchschnittsbeschreibung von den anderen, in seltenen Fällen aber auch ungünstiger; solche Menschen litten unter einem Minderwertigkeitskomplex. Ferner sind die Selbstbeobachtungen besonders eindringlich, öfter Tiefenurteile, die die Oberfläche und das Wesen auseinanderhalten. Das Ergebnis ist dasselbe wie bei wissenschaftlicher Selbstbeurteilung, wenn sie unverfänglich gestaltet wurde. Dieselben Ergebnisse zeigten sich beim Betrachten des Profils, ja selbst in etwa bei der Photographie der Hände. Ebenso, wenn aus der Art, wie jemand eine gehörte Geschichte wiedererzählt, eine Charakterbeschreibung verlangt wird. Die Ergebnisse sind sehr wertvoll. Es wurde mir nur nicht klar, auf welche Kriterien hin die Charakteristiken erfolgten, ob aus dem unmittelbaren Eindruck oder nach bestimmten Regeln. F.

86. Störring, G. E., Ein Beitrag zum Problem der Zwangpsychopathie: *Zeitschr. f. d. gesamte Neurologie u. Psychiatrie* 139 (1932) 589—648. — Der Kranke leidet an schweren Zwangerscheinungen, wobei die Anlage das Überwiegende ist (Psychopathie), nicht seelische Erfahrungen (wie bei der Zwangsneurose). Die Grundlage ist hohe Angstlichkeit und Depression, verbunden mit einem langen Nachzittern jedes Affektes; die lange Dauer der Affektstimmung läßt die Angst oft Stunden lang nicht zur Ruhe kommen, zwingt zu endlosen Kontrollhandlungen, um sie los zu werden. So zwingt eine Art Geiz, den Besitz immer wieder nachzuzählen; bei Verlassen des Zimmers muß der Kranke sich durchgehen jedes Gegenstandes überzeugen, daß er nichts zurückläßt, was ihm gehört, was sehr lange dauern kann usw. Anfangs erscheint der Zwang vernünftig, später wird er quälend, zum sub-

jektiven Zwang. Erst der auch affektiv begründete Trieb, sein Lebensziel im Studium zu erreichen, macht den Kranken wieder sozial brauchbar, ohne aber viele bleibende Zwangshandlungen unterdrücken zu können. Die Untersuchung wirft ein Licht auf die gewaltige Bedeutung der Gefühle und Gefühlsdispositionen (der Summationszentren von Gefühlen, der überwertigen Ideen). Die Anwendung auf schwere Fälle von Skrupulosität liegt nahe. F.

87. Goedeckemeyer, Alb., Das Freiheitsproblem (Schriften der Königsberger Gelehrten Gesellschaft VIII 2). Lex.-8^o (S. 17—38) Halle 1931, Niemeyer. M 1.80. — Der Aufsatz bekämpft die Willensfreiheit, nicht wie sie von den christlichen Philosophen erklärt wird, sondern indem sie nach Schopenhauer einen gewissen absoluten Indeterminismus als Gegner konstruiert, den niemand hält. Die Schrift verfehlt also, wie das bei den Deterministen fast allgemein geschieht, den eigentlichen Streitpunkt. Dem freien Willensakt fehlt die Ursache nicht; die ist der Wille selbst mitsamt den Motiven, nur daß er neben der Fähigkeit, so zu handeln, auch die hat, anders zu handeln, kurz daß er Herr über seine Entscheidungen ist. Nicht darin sehen wir den Adel des Menschen, daß er vernünftigen Motiven widersteht, sondern daß er ihnen frei folgt, d. h. da, wo er auch schlechteren hätte folgen können, was eben die Sittlichkeit ausmacht. Sittlich verantwortlich ist nicht schon jeder, der Ursache seiner Handlung ist, der ihre Folgen auf sich zu nehmen hat und dadurch in seinem Handeln beeinflußt wird; das gilt auch vom Tier. Daß man ein Tier erschießt, wenn es schadet, ist richtig; aber das ist keine wahre Strafe, nichts Sittliches. Wie kann man den strafen, der das Beste tut, was er hier tun kann, das einzige, das, was er eben tun mußte? Wenn der Determinismus den Menschen in den Zusammenhang der natürlichen Welt hineinstellt, vergißt er, daß es neben der Naturwissenschaft noch die höhere Geisteswissenschaft gibt. F.

5. Ethik. Rechtsphilosophie. Pädagogik.

88. Das neue Volk. Halbmonatsschrift für lebendiges Christentum. Hrsg. u. verlegt von Anton Orel im Namen der Jugend- und Erneuerungsbewegung; Schriftl. Karl Flachberger. 26 (1931). Fol. (192 S.) Wien IX, Säulengasse 12. Vierteljährl. M 1.30. — Wer für die wirtschaftlichen und sozialen Strömungen des so schwer leidenden österreichischen Brudervolkes billigerweise Interesse empfindet, wird in dieser Zeitschrift die Anschauungen der „Katholisch-Sozialen“ kennenlernen, die der Richtung Vogelsangs und der Haider Thesen folgen und von denen einige Verbindungslinien zu Spann sowie auch zu den Nationalsozialisten hinüberführen. Mit letzteren verbindet sie der Kampf gegen manche Zinsformen. Die Zeitschrift wird hauptsächlich von Orel bestritten, der darin einen Kommentar zu *Quadragesimo* bietet. Seine Ansichten, die hier nicht beleuchtet werden sollen (vgl. Schol 7 [1932] 434 f.), erstrecken sich vor allem auf die Arbeit (nicht bloß Handarbeit) als einzigen oder doch, wie nach der Betonung der *occupatio* in *Quadragesimo* gesagt wird, „ersten“ Wert- (nicht Preis-)Titel. Unterlassung der Berufspflichterfüllung am Eigentum verwirkt das Eigentumsrecht, wenn auch nicht vor dem Staatsgesetze, so doch vor Gott. Der Preis wird durch Arbeit und Kosten bestimmt, während der Lohn u. a. nach dem standesgemäßen Unterhalt des Arbeiters zu bemessen ist. Häufig wird über die Defini-

tion von Kapital und Kapitalismus gehandelt. Stark wird die nicht bloß sittliche, sondern auch rechtliche, und zwar schon vorgeseztliche, Verpflichtung des Eigentumsrechts durch die Rücksicht auf das Gemeinwohl betont — wobei kaum beachtet wird, ob die Gegner bloß von der *iustitia commutativa* oder auch von der *legalis* und *distributiva (socialis)* sprechen. Gegenüber einer bloß die „Auswüchse“ eines unhaltbaren Wirtschaftssystems beschneidenden „Sozialpolitik“ wird eine volle gesellschaftliche „Sozialreform“, eine eigentliche „Zuständereform“, insbesondere durch Berufsstände, gefordert, wobei die Rolle des Staates nicht immer eindeutig zutage tritt. — Zum Ton der Polemik, besonders gegenüber kirchlichen Würdenträgern, ist zu sagen: Wäre es nicht möglich, auch in wirtschaftlichen und sozialen Kontroversen stets die wissenschaftliche Würde und vor allem die christliche Liebe zu wahren, die von Christus noch mehr als die Wahrheit zum Kennzeichen der Christen erhoben wurde? Gemmel.

89. Margolius, Hans, Ethische Studien. 8^o (52 S.) Leipzig 1932, Noske. M 2.—. — Mit feinem ethischem Empfinden, polemischer Einstellung fern und darum recht geeignete Zitate aus allen Lagern von Nietzsche bis Rosa Luxemburg heranziehend, umreißt M. eine Ethik, die, freilich oft nur andeutungsweise, fast alle Lebensgebiete bis zum Staat und zum Völkerbund berührt. Es tut wohl, einer weltfernen Philosophensprache vollkommen entrückt zu sein. Dem „Guten“ in der Gesinnung der „Hingegebenheit an alles Leben“ gesellt M. das „Rechte“ in der äußern Arbeit, Leistung als unentbehrlich hinzu. Diesem Rechten gelten drei Forderungen: Achtung vor dem Leben, Beförderung des Wohlstandes aller und des verstehenden Wissens, das den Menschen erst die Pforten zum Guten öffne. Ob M. dem ethischen Relativismus entrinnt? Die geforderte soziale Gleichheit und Freiheit konnte in der Kürze nicht weiter ausgeführt werden. G.

90. Kühler, Otto, Wert, Person, Gott. Zur Ethik Max Schelers, Nicolai Hartmanns und der Philosophie des Ungegebenen. gr. 8^o (VIII u. 145 S.) Berlin 1932, Junker u. Dünnhaupt. M 6.—. — Die zu keiner Zeit einheitliche Ethik Schelers, deren allerletzte Form (vgl. Schol 4 [1929] 461) nach K. sehr stark der Schwarzschen Ethik angenähert erscheint, sowie die Ethik N. Hartmanns (vgl. Schol 3 [1928] 120—124) werden, meist vom Standpunkte der Schwarzschen Ethik aus, einer Kritik unterzogen. Das Bestreben K.s, durch genaue Quellenangabe und Unterscheidung der verschiedenen Werke den drei Autoren auch in ihrer Entwicklung gerecht zu werden, sowie die Konsequenz seiner Kritik im Lichte der Bestandteile des ethischen Phänomens sind anzuerkennen. Immerhin dürfte wegen der Vieldeutigkeit des Wortes Wert bei der Kritik Schelers nicht stets beachtet sein, ob dieser jeweils vom Inhaltlichen des sittlichen Erkennens oder von der Willensentscheidung beim Vollzug rede; beides ist dem sittlichen Akte wesentlich. Jenem objektiven Inhalt darf ferner bei Scheler die Situationsbezogenheit auf das Subjekt mit demselben Rechte zugestanden werden wie der objektiven und gegenständlichen „Werterscheinung“, der „Natur der Sache“ (91) bei Schwarz. Es ist auch nicht ersichtlich, warum Scheler der Rückgriff auf Gott zur Erklärung des Sittlichen verwehrt sein soll (81), während bei Schwarz eine mystische Religionsphilosophie unbeanstandet bleibt. Der Schwarzschen Freiheitslehre dürfte vom scholastischen Standpunkt die N. Hartmannsche vorzuziehen sein. Die Willensentscheidung ist nicht ein neues inhaltliches, objektives „Motiv“, sondern Entscheidung unter jenen

Inhalten. Der Schwarzsche evolutionistische Pantheismus ist u. a. mit dem Kausalitätsprinzip unvereinbar; vgl. Schol 5 (1930) 436. G.

91. Perry Ralph Barton, Value and its moving appeal: The Philos. Review 41 (1932) 337—350. — Das Wirken der Werte auf den Willen erklären weder die Irrationalisten, für die das Werten nur ein Affekt ist, noch die Intellektualisten, Axiotropisten, die aus dem Verstandesurteil einen Wertinstinkt automatisch hervorbringen lassen, noch die Instrumentalisten, Pragmatisten wie Duwey, nach denen die Werturteile aus dem allgemeinen Werturteil des Förderlichen abgeleitet werden. Nach P. selbst ist der Wert ein Gefühl; Werturteile als Urteile „über“ solche Werterlebnisse, nicht notwendig „aus“ ihnen heraus, können auch im zu Erziehenden das Werterlebnis erwecken und dadurch seinen Willen zur Tat treiben. — Die Thomisten, die P. den Axiotropisten zugesellt, behaupten in Wirklichkeit eine Zuordnung zwischen dem die Zielbeziehungen aufhellenden Verstande und dem Zielfühlen und -streben des Willens; das Werten ist also nach ihnen nicht ein Urteilsinstinkt. G.

92. Reiner, Hans, Der Grund der sittlichen Bindung und das sittlich Gute. Ein Versuch, das kantische Sittengesetz auf dem Boden seiner heutigen Gegner zu erneuern. gr. 8^o (VI u. 31 S.) Halle 1932, Niemeyer. M 1.20. — Während Scheler phänomenologisch den Formalismus der Ethik Kants als ungenügend zurückwies, versucht R. in der Husserl gewidmeten Schrift eine materiale Ethik aufzubauen, über deren Grundlagen Kantanhänger, Phänomenologen und Positivisten sich nach R. einigen könnten. Nach dem positiven Befunde geht alles Sittliche aus dem Willen hervor, zunächst kraft wünschender „Willensstellungennahmen“. Für die Verwirklichung muß noch der freie „Entschluß“ hinzutreten. Da wir sonst das Gute mit seinem Sollen und seinem Vorziehen des Höherwertigen auch andern nicht mehr zumuten könnten, müssen wir es auch von uns fordern, um Selbstachtung vor unserer Menschenwürde zu bewahren und um der Scham zu entgehen. Diese „Pflicht“ mit ihrem Zwang soll aber schließlich von bloßer Liebe, von spontaner wünschender „Willensstellungnahme“ abgelöst werden. — R., der die ethischen Gegenwartsprobleme tief erfaßt hat, stellt ein umfassendes ethisches Werk in Aussicht. Folgende Fragen, ohne deren Lösung jede scheinbare „Versöhnung“ der Systeme doch in der Luft schwebt, dürften dann Klärung erfahren: Ist die Schau der Inhalte des sittlich Guten oder Gesollten nur ein „Fühlen“ (17)? Woran erschauen wir die Höherwertigkeit? Ist jegliche Wahl eines Niedrigerwertigen, wenn man etwa statt größerer Gabe eine geringere dem Armen darbietet, schon schlecht? G.

93. Otto, Rud., Pflicht und Neigung. Eine Untersuchung über die objektiv wertvolle Motivation: Kant-Studien 37 (1932) 49—90. — Der Verf., bekannt durch sein Buch über das Heilige, gibt in klarem Aufbau und knapper Darstellung eine Auseinandersetzung mit der Kantischen Ethik, die ganz im Sinne der neueren Wertethik (Scheler) gehalten ist. Nach einer klaren Scheidung von Lust, Interesse und Liebe, die man bei Kant vermißt, folgt eine Untersuchung über den Pflichtgehorsam und dessen Wertbedingungen, sowie über die Autorität. Pflicht wird hier im Kantischen Sinne als Selbstverpflichtung (durch den objektiven Wert) verstanden. Eine neue, Kant unbekannte Problematik bringt der Verf. mit der Darlegung über die Vollkommenheit der Güte der Motivation und des Willens durch den beseelenden Einschluß der freudigen Willigkeit. Zur vollkommenen Güte gehört auch ein Lustmoment. Der gute Wille ist nicht das einzige schlechthin Gute. Man muß zur Person selber

vorstoßen. In das Ideal des Menschen gehören Dinge, die nicht nur abhängig sind vom guten Willen. Schuster.

94. Hold-Ferneck, Alexander, Lehrbuch des Völkerrechts. II. Teil (Schluß des Werkes). gr. 8° (XII u. 332 S.) Leipzig 1932, Meiner. *M* 12.—; *Lw.* *M* 13.50. — Die immer schneller sich vollziehenden und oft theoretisch wie praktisch tief einschneidenden Wandlungen des völkerrechtlichen Geschehens lassen zeitweilige Materialzusammenstellungen zugleich mit systematischer Vereinheitlichung dringend notwendig erscheinen. Beidem, der Reichhaltigkeit an zuverlässigem, neuestem Material und der einheitlichen Durcharbeitung, entspricht H.-F.s Lehrbuch auch im II. Teile in weitestem Umfange. Das Vorwort berücksichtigt bereits einige Urteile über den I. Teil (vgl. Schol 6 [1931] 157 f.). Das Werk bespricht nach methodischen Vorbemerkungen zunächst das Völkerrecht in Friedenszeiten, z. B. Staatsangehörigkeit, Plebiszit, Minderheitenrecht, Staatsgebiet, See- und Luftrecht, die Befugnisse nationaler und internationaler Organe, Werden und Haftung der Völkerrechtsverträge, Schiedsgerichtsbarkeit. Sodann wird das Völkerrecht zu Kriegszeiten dargestellt, u. a. der Begriff des Krieges und des Kriegsrechts, das Land-, See-, Luftkriegsrecht, das Neutralitätsrecht. — Die eindringlichen häufigen Hinweise auf die „Grundlagen“ des Rechts und Völkerrechts, auf Vernunft und Sittlichkeit (47) müßten logisch zur offenen Anerkennung eines theoretisch und praktisch allein genügenden vorpositiven, vor dem Gewissen wirkenden, die positive Ergänzung freilich fordernden, nicht ausschließenden *Naturrechts* führen. Statt der pessimistischen Andeutungen über die Ohnmacht der Idee — die ein solches Werk ja überflüssig machte — müßte im Ganzen des Völkerrechts wie in Einzelheiten, etwa anläßlich des Völkerbunds, stets unvoreingenommen zwischen den Ideen und Institutionen selbst und ihrer Verwirklichung unterschieden werden; an beiden ist nicht zu verzweifeln. — Die Konkordatsverpflichtung ist im wesentlichen auch von den früheren katholischen Kanonisten wie heute dargestellt worden; vgl. Felix M. Cappello S. J., *Summa iuris publici ecclesiastici* 1923, n. 314. Gemmel.

95. Lexikon der Pädagogik der Gegenwart. In Verbindung mit zahlreichen Fachgelehrten usw. Hrsg. vom Deutschen Institut f. wiss. Pädag. in Münster i. W. Leitung der Herausgabe: Privatdozent Dr. Jos. Spieler. Zweiter Band. Kinderfürsorge bis Zwangszustände. Mit 19 graphischen Darstellungen und (136 Spalten) Register zum ganzen Werke. Lex.-8° (XVI u. 1500 Sp.) Freiburg i. Br. 1932, Herder. *Lw.* *M* 32.—; Halbf. *M* 36.—. — Das nun abgeschlossene Werk bietet wahre „Lebenspädagogik“ — entsprechend dem Artikel von Theodor Steinbüchel über Lebensphilosophie und Lebenspädagogik. Wie der I. Bd. (s. Schol 6 [1931] 479 f.), zieht auch der II. dem mehr Historischen und dem rein Theoretischen — obwohl auch dies, wie der eben genannte Artikel Steinbüchels und viele ähnliche beweisen, nicht fehlt — das Praktische, Lebensnahe vor. Allenthalben merkt man den Pulsschlag unserer ganzen Zeit- und Jugendnot, aber auch der Ewigkeitskräfte, die aller Not zu steuern imstande sind. — Die Neuartigkeit und Reichhaltigkeit des Werkes möge aus einigen Hinweisen erhellen. Es werden behandelt: Liturgische Bildung und Erziehung, nationale Erziehung, Werkunterricht und Schulwerkstätten, Psychographie, Psychotechnik und Tests, Korrespondenzunterricht, das Mannheimer Schulsystem, Kleinkinderpädagogik, Landeserziehungsheime und freie Schulgemeinden, das private Schulwesen, das

Laienspiel, die Beziehungen zwischen Psychoanalyse und Pädagogik (L. Bopp), zwischen Soziologie und Pädagogik (wobei noch etwa auf Schwer hätte hingewiesen werden können). Über den katholischen Religionsunterricht (723—737) handeln 7, über Leibesübungen 3, über das Studentenwesen 5, über Welpädagogik und Friedenserziehung 4 Verfasser. A. Scharnagl bespricht die einschlägigen Bestimmungen der Lateranverträge und des preußischen Konkordats. R. Geis stellt Sexualpädagogik und geschlechtliche Erziehung im Sinne der kirchlichen Weisungen dar. G. Raederseidt berichtet über pädagogische Akademien und Lehrerbildungsanstalten, außerdem mit R. Hauser über Lehrerbildung. J. Schröteler handelt u. a. über die weltliche Schule, die Schulpolitik der Parteien, Koedukation und Koinstruktion. Der Leiter der Herausgabe bietet reiche Statistiken über das pädagogische Vereins- und Verbandswesen, außerdem (202—218) über die Lehrer- und Lehrerinnenvereine und -verbände. Fast stets berücksichtigen die Beiträge und Statistiken auch die verschiedenen deutschen Staaten und das Ausland. So kommt das Bildungswesen der Sowjetunion und bereits das des nachrevolutionären Spanien (J. Vincke) zur Darstellung. Für den Gebrauch muß auf das wertvolle, ausführliche Personen- und Sachverzeichnis hingewiesen werden, da bloße Verweisartikel fehlen. So findet sich über „Rasse“ kein Artikel, während das Sachverzeichnis doch viel Verstreutes darüber anzeigt. Der Mitarbeiterstab und der Verleger verdienen den Dank des gesamten Deutschland und vor allem der deutschen Jugend. G.

96. Tumlirz, Otto, Die Kultur der Gegenwart und das deutsche Bildungsideal. gr. 8^o (IV u. 266 S.) Leipzig 1932, Klinkhardt. Lw. M 8.60. — Eine unbarmherzig einschneidende, aber zugleich positiv aufbauende Kritik an der Kultur und Bildung der deutschen Gegenwart! Man muß dem an einem Vorposten des Deutschtums stehenden Grazer Universitätsprofessor Dank wissen, daß er im vollsten Bewußtsein seiner Verantwortung und in ungeschminkter Ehrlichkeit diese Rettungsaktion zugunsten der gesamtdeutschen Interessen unternommen hat. Das Werk setzt ganz reife und ebenso ehrliche, wahrhaft nationale Leser voraus. — Entsprechend dem philosophisch vertieften Kulturkunde-Prinzip der Bildung wird nach einleitenden Bemerkungen über den Kulturbegriff zunächst über die Kultur der Gegenwart auf allen Wertgebieten sowie über die unleugbaren Zerfallserscheinungen dieser Kultur gehandelt. Sodann wird der deutsche Mensch mit seinem Land, seiner Rasse, Geschichte, Kunst und Religion gezeichnet. Schließlich wird das deutsche Bildungsideal für Körper, Sittlichkeit, Politik, Humanität und Religion umrissen. Das Bildungsideal ist die kulturerfüllte, zuhöchst sittliche Persönlichkeit. Diese verlangt gegenüber dem zersetzenden Relativismus überindividuelle und übergemeinschaftliche absolute Werte in Gott. — Unlogisch erscheint es freilich, daß T. die konfessionelle Erziehung, abgesehen etwa von der Grundschule ablehnt und ihr gefährliche Spannungen und falsche Unterordnung der übrigen Fächer vorwirft. Er fragt, ob es denn zwei verschiedene christliche Sittenlehren gebe (252). Die von ihm anderwärts berührte Verschiedenheit der Anschauungen über so zukunftsentscheidende Dinge wie Keuschheit und Ehe dürfte hier genügende Antwort sein. Übrigens gehört T.s pädagogische Sympathie offensichtlich dem katholischen Bekenntnis. Der Berufsgedanke scheint wenig berücksichtigt in diesem in mancher Beziehung hervorragenden Werke. G.

97. Wagener, Hermann, Der jugendliche Industriearbeiter und die Industriefamilie. Beiträge zur Psychologie der Reifezeit (VjschrWissPäd; Reihe A der Ergänzungshefte, H. 9), gr. 8^o (VIII u. 145 S.) Münster i. W. 1931, Münsterverlag. M 3.—. — Die bisherigen Jugendpsychologien berücksichtigten fast nur die studierende Jugend oder doch nur die weibliche arbeitende Jugend. Darum schildert W. auf Grund langjähriger Lehrererfahrung und weitgreifender experimenteller Forschung die Einstellung der männlichen arbeitenden Jugend der Reifezeit zu den wichtigsten Wertgebieten. Insbesondere wird der Einfluß des Familienlebens gewertet. Lehrreiche Ergebnisse treten zutage über das den Familieneinfluß Hemmende, wie manche Vereinsbetriebe, und Fördernde, wie das Einzelhaus oder gar Landbesitz der Arbeiterfamilie. Ein aus wahrer, helfender Güte schonungslos getreues Zeitbild. G.

98. Kurfieß, Franz, Zwei Pädagogen der Gegenwart: Spranger/Willmann in ihren kulturschöpferischen Ideen. gr. 8^o (152 S.) Paderborn 1932, Schöningh. M 6.—. — K. läßt, wie schon in früheren Arbeiten, die Bedeutung W.s, der mit zuerst die Verbindung der Pädagogik mit der Philosophie, der Soziologie, der Kulturgeschichte, vor allem aber mit dem metaphysischen Theismus aufgewiesen hat, auch in dieser Schrift recht hervortreten. Zugleich weist er, als Katholik und dankbarer Sprangerschüler, mit sichtlicher Freude eine weitgehende Übereinstimmung zwischen dem Prager Verkünder einer *paedagogia perennis* und dem in Deutschland weithin führenden Vertreter der philosophischen Pädagogik an der Berliner Universität nach. Besonders wird beider Auffassung von der Kulturpädagogik und von deren Tragweite für die Theorie des Bildungsideals, der Bildsamkeit, des Bildners und der Bildungsgemeinschaften in getreuer Wiedergabe vorgeführt und aneinander gemessen. Nach K. verdient W. den Vorzug, weil S. wegen seines Pantheismus (oder, wie S. selbst sagen würde, Panentheismus) das Herausheben „normativer“ Werte aus dem Kulturprozeß nicht begründen kann; bei W. bietet die theistische Pädagogik den naturgemäßen Abschluß der Persönlichkeits-, Sozial- und Kulturpädagogik. — Die fleißige und vorbildlich in zwei zunächst scheinbar sich fremd gegenüberstehende Systeme sich einfühlende Arbeit leitet zu trefflicher Kenntnis und sachlicher Kritik geisteswissenschaftlicher, geschichtsphilosophischer Zeitströmungen an. Mit Recht weist K. darauf hin, daß S. trotz seines Systems in seinen Folgerungen oft mit der *paedagogia perennis* einig geht, was jeder S.-Schüler bestätigen wird. Kantisch mutet S.s Ablehnung inhaltlicher allgemeingültiger ethischer Sätze an (76); auch wird, worauf Göttler hingewiesen hat, nicht klar, ob das „Überindividuelle“ des objektiven Geistes nicht bloß außerhalb des Einzelnen, sondern auch außerhalb der Gesamtheit der geschichtlichen Menschheit eine objektive Heimstatt hat. G.